Schloß Bärenberg.

Roman

von

Ernst Fritze.

Erster Band.

Leipzig,
Ernst Julius Günther.
1867.

Erstes Kapitel.

In der Zeitperiode, wo die Erfindung der Eisenbahnen noch angestaunt wurde, rollte ein Bahnzug im vollen Glanze der Mittagssonne auf den eisernen Schienen dahin. Die grauen Rauchwolken, die ihm gleich einem Kometenschweife nachzogen, wurden vom Lufthauche erst zerstört, wenn der Zug längst außer Sicht war; sie lagerten sich wie Nebelgewölk auf den Berghöhen, die das Thal umschlossen, worin sich die lange Wagenreihe rastlos fortbewegte. Es war eine breite Ebene, die zwischen den waldbewachsenen Höhen lag, und die Eisenbahn lief, genau berechnet, bald näher, bald ferner zwischen den Hügelketten, immer die Hindernisse vermeidend, die ihrer regelmäßigen Bewegung hemmend entgegentreten konnten. Daß man kaum zwanzig Jahre später Felsen, Berge und Gewässer

aller Arten für unerhebliche Grund- und Bodenverhältnisse halten würde, nicht ausreichend, um von der Anlage einer Eisenbahn abzustehen, davon ließ man sich zu dieser Zeitperiode noch nichts träumen.

Der Bahnzug brauste mit voller Kraft dahin, bis sich plötzlich das Thal etwas verengte. Die prächtigen Waldhöhen traten näher zusammen. Die Locomotive gab ein Signal, als wolle sie die Aufmerksamkeit der Passagiere für diesen Punkt der Reise wecken. Wenn wirlich eine solche menschenfreundliche Absicht zu Grunde gelegen, als man die schrillende Pfeife ertönen ließ, so erfüllte sich der Zweck vollkommen. Wer den Fenstern zunächst saß, fuhr mit dem Kopfe hinaus. In allen Waggons verstummte das Gespräch, und da der Zug bedeutend seine Schnelligkeit minderte, so glich diese kurze Strecke zwischen den Hügelketten einer Spazierfahrt in großem Maßstabe und gab Veranlassung zu bewundernden Ausrufungen.

Auch in einem Waggon erster Klasse verfehlte das unerwartete Eintreten dieser Veränderung seine Wirkung nicht. Das lebhafte Gespräch, welches sich um die frivolen Freuden des Residenzlebens gedreht hatte, stockte, und ein junger Mann, der bis dahin mit stolzem, kaltem Lächeln sein Ohr den Koketterien einer Dame geliehen, wendete belebt sein Gesicht dem Fenster zu.

Ein Strahl von Freude durchglühte sein Auge und er lehnte sich hinaus, solange der Zug in gemäßigter Bewegung fortlief. Als er sich aber nach glücklich passirter Biegung der Bahn wieder in Kraft setzte und brausend dahinschoß, wendete sich der junge Mann zu seinen Reisegefährten und sagte, mit der Hand nach der Thalenge zurückdeutend:

„Dorthin will ich, aber die eiserne Nothwendigkeit führt mich weit über mein Reiseziel hinaus.“

„Sie kennen diese Gegend, Graf Askan?“ fragte die junge Dame, die schon während der ganzen Fahrt die Gelegenheit gesucht hatte, sich ihm liebenswürdig zu zeigen.

„Ich habe hier eine glückliche Jugendzeit verlebt“, antwortete der junge Mann kurz.

„Sie scheinen mit der Einbildungskraft der Jugendzeit diese Gegend zu verklären“, warf ein ältlicher Herr etwas sarkastisch ein. „Ihr Blick verrieth es mir! Da aber die allgemeine Stimme dies kleine Stückchen Land für einen Sammelplatz von Armuth und Elend ausschreit, so muß ein besonderer Reiz Ihre Erinnerungen beleben.“

„Haben Sie noch niemals die Erfahrung in Ihrem diplomatischen Berufe gemacht, daß die allgemeine Stimme trügt, Herr Legationsrath?“ fragte Graf Askan ebenso sarkastisch. „Die prahlerischen Thoren, welche

im Glanze der Welt zu leben gewohnt sind, nennen Natureinfachheit der Sitten und des Geschmacks sehr häufig Armuth und Elend. In Rücksicht hierauf muß ich dem allgemeinen Urtheil Recht geben, denn man kennt hier nichts von verfeinerten Genüssen. Aber Sie finden hier etwas, mein Herr, was sich mit allem Golde nicht schaffen läßt. Sie finden fruchtbare, grüne Berge, Sie finden Thalschluchten und silberhell sprudelnde Bäche, vor denen unsere künstlichen Fontainen jämmerlich bestehen."

„Das muß ich bestätigen", fiel eine Dame, die dem Legationsrathe gegenüber saß, rasch ein.

„Ei, meine gnädige Frau, Sie machen Complot mit dem Grafen und zwar gegen mich?" fragte der Legationsrath scherzend. „Bedenken Sie, daß unser Vertrag uns bis Nizza verbündet."

Die Dame strich ihre schönen, langen Locken von Haaren, die nicht auf ihrem Kopfe gewachsen waren, aus dem Gesichte, welches ihrem hoch- und altadligen Namen durchaus nicht entsprach, warf ihrem Reisefreunde einen liebevollen Blick zu und antwortete:

„Das Motto meines Stammes heißt: Der Wahrheit die Ehre. Sie sehen, von Bosedow, daß ich eine echte Beldow bin. Das Land hier ist und bleibt ein köstlicher Naturgarten!"

„Dann ändere ich meine Ansicht und erkläre es auch für ein Wunderwerk der Schöpfung", rief der Legationsrath von Bosedow mit erkünstelter Ekstase.

„Dieser Meinungswechsel wird den Bergen, Thälern, Felsenklüften und Quellen sehr gleichgültig sein", sprach Graf Askan lächelnd. „Ich traue Ihnen nicht viel Gefühl zu, Legationsrath, allein ob Sie dennoch nicht zu der Einsicht einer Gottesgüte kämen, wenn Sie an jener Waldecke, die wir eben passirten, das Städtchen aufsuchten, das in paradiesischer Ruhe auf dem Plateau des Berges liegt; wenn Sie von dort links bergab stiegen bis ins Thal hinab, welches, auf drei Seiten von sechs Bergkuppen eingehegt und von Quellen durchrieselt, ein wahres Paradies ist; ob Sie nicht an der Felsenschlucht, die wie eine Thorwölbung den Eingang zum Thale beschränkt, stehen bleiben und unter dem Eindrucke der Ueberraschung unwillkürlich die Hände falten würden, das ist doch fraglich."

„Um Ihre Voraussetzung von wenigem Gefühl zu entkräften, würde ich allerdings dergleichen thun, Graf Askan", spöttelte der Legationsrath, „aber mein Befremden über Ihre Vorliebe für Naturschönheiten will ich Ihnen doch auch nicht vorenthalten. Ich dächte, ein junger Cavalier, der seit neun Jahren sich fortgesetzt und ausschließlich in der Atmosphäre eines streng

geregelten Hoflebens wohlgefallen hat, könnte kaum noch Sinn für Naturwüchsigkeit haben."

„Ihre Bemerkung, mein lieber Herr Legationsrath, liefert den Beweis, daß auch Diplomaten falsche Schlüsse ziehen können", entgegnete Graf Askan in demselben Tone.

„Wenn wir im Winter wieder in der Residenz zusammentreffen, so werde ich Sie aufs Gewissen fragen, ob Sie mir mit Ihrem Ehrenworte versichern können, diese von Ihnen gerühmte und gepriesene Landschaft ganz so befunden zu haben, wie Sie das Bild davon in der Romantik jugendlicher Anschauungen sich bewahrten, mein Herr Graf", rief der Legationsrath mit schadenfrohem Lachen.

„Meine Antwort sei Ihnen hiermit zugesichert", war Graf Askan's ernste Gegenrede. Damit endete die Unterhaltung zwischen den beiden Herren. Die Locomotive signalisirte abermals, hemmte ihren rasenden Lauf und schob sich langsam und immer langsamer einem sehr einfachen Gebäude näher, das sich als ein Stationshaus erwies.

Man sah vom Waggon aus einen leichten Wagen mit zwei prachtvollen Pferden halten. Die Pferde mochten die gespenstische Kraft des Dampfzugs nicht nach ihrem Geschmacke finden. Sie schlugen wild die

Köpfe auf, schüttelten die Mähnen und hatten Lust, das Weite zu suchen. Ein junger Herr hielt sie jedoch kräftig beim Zügel, sprach ihnen zu und wendete das Fuhrwerk ganz allmälig zur Seite. Es war eine ganz einfache kluge Maßregel, aber in der Ausführung lag eine solche Sicherheit und Ruhe, eine solche Zuversicht auf Erfolg, eine solche Festigkeit in Haltung und Geberde, daß aller Blicke von der Erscheinung dieses jungen Mannes gefesselt wurden. Auch Graf Askan hielt den Blick fest auf die Scene gerichtet, bis die Waggonreihe sich näher geschoben hatte.

„Es ist Reinhold!" sagte er dann freudig, aber ganz unwillkürlich.

„Ja", fiel die langgelockte Dame mit dem nicht aristokratischen Gesichte schnell ein, „ja, es ist Reinhold von Lessel — ich erkannte ihn gleich! Er wird Sie abholen wollen, Herr Graf."

„Sie steigen hier aus, Graf Askan?" fragte die kokettirende junge Schöne mit Trauer.

„Vermuthlich, mein gnädiges Fräulein!" lautete seine kurze Antwort. „Man verlernt auf einer Eisenbahnreise sein bischen Topographie, denn ich weiß wahrlich nicht genau, ob ich jetzt auf Station Bartlep bin oder nicht. Unser Wille geht im Befehle des tyrannischen Schaffners unter — warten wir also, was er mir zudictirt."

Der Zug hielt. Ein Schaffner riß den Wagenschlag auf. „Station Bartlep!"

Graf Askan erhob sich und schied mit freundlichem Gruße. Ein Diener in reicher Livree eilte auf ihn zu und unterzog sich der Besorgung seiner Reiseeffecten. Ihn selbst sahen seine Reisegefährten auf den jungen Mann zuschreiten, der neben den noch immer nicht ganz beruhigten Pferden stand. Eine herzliche Begrüßung fand statt. Beide junge Männer warfen sich in die Jagdkalesche und wie vom Sturme gejagt flogen die feurigen Pferde in einen nahen Waldweg hinein. Ein Weilchen später sah man den Diener auf einem andern kleinen Wägelchen, das mit einem Pferde bespannt war, in demselben Wege verschwinden.

„Der alte Graf versteht zu leben", sagte die Dame, mit Grazie ihre Locken aus dem Gesichte streichend. „Ein Anderer hätte wohl nicht daran gedacht, für das Gepäck seines Vetters noch ein besonderes Fuhrwerk zu stellen. Mich freut diese rücksichtsvolle Artigkeit."

„Sie scheinen Graf Askan's hiesige Verwandtschaft näher zu kennen", meinte die junge Dame unter hörbarem Seufzer.

„O ja, meine Liebe! Ich habe als Kind während der unglücklichen Franzosenzeit hier im Hause meiner

Großältern gelebt und bin oftmals auf Schloß Bärenberg gewesen."

„Ist Graf Askan nicht der Sohn des alten Grafen Bärenberg?" fragte der Legationsrath.

„Bewahre! Graf Askan gehört zu der Linie Bärenberg-Bostett. Die hier angesessenen Bärenberg führen den Vornamen Harald und sind als Stamm der Familie zu betrachten."

„Ah so! Das ist Graf Harald, der ehemalige Minister, der seinem Freunde eine Grube gegraben und dann selbst hineingefallen ist", spottete der Legationsrath. „Sonderbar! Als ich Graf Askan einstmals fragte, ob er zu diesem Bärenberg gehöre, da verneinte er es ziemlich heftig. Und jetzt macht er ihm einen Besuch, meine Gnädige?"

„Eben das ist mir erfreulich, lieber von Bosedow", antwortete die Dame. „Seit der zweiten Verheirathung des Ministers hat eine feindliche Stimmung die Familie getrennt."

„Warum das? Oder ist es unbescheiden, danach zu fragen?" warf die junge Dame ein.

„Der Grund dieses Conflictes ist kein Geheimniß, meine Liebe."

„So erzählen Sie, Gnädigste", bat der Legationsrath. „Uns Diplomaten ist jede Aufklärung willkommen!"

„Weil Ihr Diplomaten neugierig seid, lieber von Bosedow!" antwortete die Gnädigste mit geeigneter Würde.

„Wenn gnädige Frau die Neugier nur als eine Eigenschaft unseres Standes betrachten, so sind ja alle Frauen geborene Diplomaten!" rief der Legationsrath lachend.

„Ich will so großmüthig sein, Ihre spöttischen Ausfälle nicht zu erwidern", sagte Frau von Beldow. „Was die Zerwürfnisse der Familie Bärenberg betrifft, so zerstörten sie nicht allein die Einigkeit der beiden Linien, sondern vernichteten auch Graf Askan's Hoffnungen auf das Stammgut mit seinen bedeutenden Einnahmen."

„Jetzt begreife ich —" fiel der Legationsrath ein. „Graf Askan ist arm!"

„Ja! Durch ein Verschulden eines Vorfahren verarmten die Bärenberg-Bostett."

„Und Graf Harald der Exminister hat keine Erben?"

„Er hatte keine Erben und erzog den jungen Askan gleich einem Sohne. Fünfzehn Jahre war er Wittwer, als es dem alten Herrn plötzlich einfiel, die junge Gräfin Boran, deren Mutter eine Prinzeß von Lichtberg war, zu heirathen. Sowie die erste Nachricht von seinem Vorhaben kund wurde, holte Graf Askan's

Vater den Sohn von Bärenberg ab, ohne eine Erklärung dieses Beschlusses nöthig zu finden. Graf Harald soll sehr bestürzt gewesen sein. Wir aber wußten uns dieses Benehmen wohl zu deuten."

„Zweifeln Sie, Gnädigste, daß der alte Herr dies nicht gekonnt?"

„Wohl nicht, lieber von Bosedow. Oft wissen die Betheiligten weniger von dem, was sie trifft, als fremde Personen. Graf Harald hat wenig im Vaterhause gelebt und nie großes Interesse an Geschäften gezeigt, die zum Reiche des Mysteriösen gehören. Ich weiß aber von meiner Großmama, daß sich eine Aufzeichnung sehr wunderbarer Begebenheiten aus der Linie Askan-Bärenberg von der Hand eines Burgkaplans auf Bostett vorfindet, wonach allerdings Graf Harald die Gräfin Boran nicht hätte heirathen müssen, um den Frieden zwischen sich und der Linie Askan zu wahren."

„Das klingt sehr räthselhaft, Gnädigste! Bitte um deutliche Erklärung!"

„Ganz einfach, die Großmutter der Prinzeß Lichtberg ist schuld am Vermögensverfall der Askan-Bärenberg, lieber von Bosedow!"

„Jetzt wird es Tag in mir! Deshalb hassen die Nachkommen dieser Linie alle Nachkommen der Prinzeß Lichtberg?"

„Natürlich! Es sind Dinge geschehen, die einen Fluch von Kind auf Kindeskind ganz in der Ordnung erklären!“

„Entsetzlich, Gnädigste! Sind diese Bärenberg denn keine Christen? Nun, wir huldigen doch der schönen Christuslehre: vergeben und vergessen?“

„Darauf wird die Geschichte wohl auch jetzt hinauslaufen. Der alte Askan ist todt. Graf Harald's Gattin ist auch gestorben —“

„Hat sie Erben hinterlassen?“ fragte der Legationsrath interessirt.

„Ich glaube nicht! Mindestens keinen Sohn! Eine Tochter wird da sein.“

„So wird Graf Askan das Lehn erhalten! Ich gratulire ihm und finde seine Vorliebe für dies Stückchen Land ganz natürlich.“

„Beinahe vermuthe ich dergleichen. Graf Harald wird die Angelegenheit selbst ordnen wollen. Er ist schon alt, und wenn er auch noch immer ein wohlerhaltener, schöner Herr genannt werden kann, so möchte es doch in der Ordnung sein, sein Haus zu bestellen.“

„Wenn wir von unserer Reise zurückkehren, wird Graf Askan uns Rede stehen!“ schloß der Legationsrath das Gespräch.

Zweites Kapitel.

Mit allen Anzeichen einer fröhlichen Laune hatten sich die beiden jungen Männer begrüßt und waren dann den Augen der frühern Reisegesellschaft des Grafen Askan entschwunden.

Sie gewannen zunächst keine Ruhe und Muße zum Austausche ihrer Gefühle, da Reinhold von Lessel seiner ganzen Geschicklichkeit bedurfte, um die feurigen Rosse im Zaume zu halten. Die Nothwendigkeit dieser stummen Fahrt gab dem Grafen Gelegenheit, sich mit voller Seele dem Zauber zu überantworten, welcher ihn mit märchenhaften Erinnerungen umspann.

In tiefen Athemzügen sog er die balsamisch kühle Waldluft ein. Bilder von Frieden und Glück umspielten ihn und sein edelgeformtes Gesicht gewann einen Ausdruck von Verklärung, der demselben sonst nicht eigen war.

Endlich auf gewohnten Wegen und in gewohnten Umgebungen, verlor sich die Gespensterfurcht der erschreckten Pferde, und sie begannen einen vernünftigen und geregelten Lauf. Das war dem Beginne eines traulichen Plauderns günstig. Graf Askan erachtete es für nöthig, sich über Mancherlei zu unterrichten, was zwischen dem Tage lag, wo er als zwölfjähriger Knabe in Begleitung seines finsterblickenden Vaters diese Gegend verließ, um sie jetzt auf die bestimmte Forderung seines Verwandten, des Grafen Harald von Bärenberg, als dreißigjähriger Mann wieder zu betreten. Freilich war er während dieses Zeitraums nicht ganz ohne Nachricht über die Familienereignisse geblieben, aber seit sieben Jahren wußte er eigentlich nicht viel mehr, als daß sein alter Stammherr wie ein Patriarch im Schooße seiner Heimat lebe und sich damit begnüge, seine Umgebung glücklich zu machen. Bis vor sieben Jahren war Reinhold, sein Spielgefährte und Erziehungsgenosse auf Schloß Bärenberg, der Referent aller Familienereignisse daselbst gewesen. Von der Zeit an, wo dieser Jugenfreund sich in seine Vaterstadt, eine fern liegende kleine Residenz, zurückgezogen, um dort eine juristische Laufbahn zu beginnen, hörte er nur zufällig von Schloß Bärenberg und dessen Bewohnern. Graf Askan mußte also versuchen, die

alte Vertraulichkeit zwischen sich und Reinhold wiederherzustellen, weil darin das einzige Mittel lag, ohne unbescheidene Forschungen der Veranlassung zu der Einladung des Grafen Harald auf den Grund zu kommen.

Er hielt es für angemessen, das Gespräch mit gleichgültigen Bemerkungen einzuleiten, die allmälig zum Ziele führen konnten. Ohne ein Freund der Diplomatie zu sein, hatte er doch die Geheimmittel derselben, soweit sie seiner Lebensstellung ersprießlich waren, zu ergründen gesucht, um die Kunst des Betragens zu lernen. Seinen Bemerkungen schloß er alsbald Fragen über das Wohlergehen seines Jugendfreundes an, als er fand, daß die Welt mit ihren Erfahrungen wenig in Reinhold verändert hatte. Sein Vertrauen erschloß sich danach rasch, vielleicht zu rasch und unbedingt für einen feinen Hofmann, der wohl im Stande gewesen wäre, eine erkünstelte Harmlosigkeit und Sorglosigkeit zu erkennen, wenn sein eignes Herz nicht, von Hoffnungen, Wünschen und Erwartungen in fieberhafte Wallungen versetzt, dem Verstande die Herrschaft etwas streitig gemacht hätte.

Bald folgten nun Fragen und Antworten von beiden Seiten Schlag auf Schlag. Jugenderinnerungen aller Arten, Knabenstreiche voll Uebermuth wurden

aus dem Schachte des Gedächtnisses heraufbefördert. Das alte trauliche Vernehmen war im schönsten Gange. Allein dabei stellte sich, trotz aller Traulichkeit, doch ein merklicher Unterschied heraus, der jedenfalls tief in der Verschiedenheit ihrer Lebensstellungen wurzelte. Selbst in der Art und Weise der Anrede gab sich dies kund, und wenn Graf Askan in Rückfällen jugendlicher Angewohnheit den alten Grafen Harald stets als „Onkel" aufführte, so versäumte Reinhold von Lessel es sicherlich nie, das Prädicat „Excellenz" beizufügen, wenn er des alten Herrn erwähnte.

„So weit wäre ich nun wieder heimisch im Arkadien meiner Jugend", sagte Askan, als sich nach einer stündlichen Fahrt die Eckthürme des Schlosses Bärenberg zwischen den Hügeln zeigten. „Es ist Alles wie sonst, kaum daß eine Baumgruppe durch die vernichtende Gewalt der Zeit und der Axt verändert erscheint. Ich weiß, daß Du mit vollen Segeln ins Amt steuerst, ich weiß, daß Onkel Harald seine Gattin verloren hat, daß er noch milder und gütiger ist als sonst, daß er seinen Banquier für Dich und mich in Thätigkeit gesetzt hat und daß er Vater einer Tochter ist, die er abgöttisch liebt. Es wäre wohl genug, dies zu wissen, Reinhold, allein offen gestanden, ich möchte auch noch wissen, was den Onkel veranlaßt hat, mich in einer

Eile vor sein Angesicht zu citiren, als hinge seines Lebens Seligkeit davon ab, mich wiederzusehen.“

„Hat Excellenz Dir den Grund seiner Einladung nicht wenigstens angedeutet, Graf Askan?“ fragte Reinhold mit einem lauernden Seitenblicke.

„Nicht mit einer Silbe! Selbst zwischen den Zeilen war nichts zu lesen!“ betheuerte Askan.

„Wohl! So will ich es übernehmen, Dich darauf vorzubereiten, daß Excellenz mit dem Plane umgeht, sein Testament gänzlich umzuwerfen und den veränderten Verhältnissen gemäß neu zu testiren. Er will festsetzen, daß auf Dich das Lehn übergehe.“

„Dazu brauch' ich doch nicht verschrieben zu werden!“ rief Askan.

„Wer weiß, ob die Bedingungen, unter welchen er Dich vor allen andern Prätendenten zum Stammerben wünscht, es nicht nöthig machen, mit Dir Rücksprache zu nehmen. Ueberdies kann ich Dir nicht verhehlen, daß Excellenz, von einem leichten Schlaganfalle betroffen, sich seitdem täglich zum Tode vorbereitet.“

Graf Askan blickte sonderbar überrascht seinen Freund an. Was ihm in diesen Worten und in der Betonung derselben eigentlich mißfiel, wußte er nicht ganz genau zu sagen; allein sein Mißtrauen gegen Reinhold datirte von diesem Momente, wo er hinter dem sorglosen

Lächeln eine frivole Gleichgültigkeit zu entdecken glaubte.

„Warum sagtest Du mir dies nicht im Beginn unserer Unterhaltung, Reinhold?“ fragte er vorwurfsvoll. „Wenn ein Mann mit Todesgedanken mich zu sich einladet, so erfordert es mindestens der Anstand, daß ich seiner nicht mit dem Uebermuthe der Knabenzeit gedenke. Nach diesem nachträglichen Berichte ist mir der Sinn des Briefes klarer und die Bitte um Eile heiliger als zuvor. Er ist also krank, der alte gute Herr?“

„Nicht doch! Excellenz ist wieder wohlauf, nur die Furcht, eines Tages zu früh zu sterben, quält ihn. Excellenz ließ mich vor ungefähr drei Wochen plötzlich zu sich entbieten und hat seitdem unverdrossen in den alten Archiven gestöbert, um das Material zu einem neuen Testamente zu sammeln.“

„Und Dir hat er so viel Vertrauen geschenkt, ihm dabei zu helfen?“ fragte Askan hastig.

„Nein! Ich blieb nur sein Handlanger, wenn es galt, Urkunden gesetzlich zu entziffern. Das Geschlecht der Bärenberg hat wunderliche Gerechtsame; es gehört zu den reichsunmittelbaren und hat mit einiger Nachhülfe eine bedeutsame und ausgedehnte Gewalt. Aber ich halte es für gut, Dich darauf aufmerksam zu

machen, daß diese Rechte und Vorzüge nur dem Stamme Harald-Bärenberg zugesichert sind. Excellenz hat wohl nicht ohne Grund die alten Documente hervorgesucht, die ihm die unbeschränkte Freiheit zusprechen, über die Besitzungen und über die Familienverhältnisse seines Stammes verfügen zu dürfen. Freilich müssen seine desfallsigen Bestimmungen dem Landesherrn vorgelegt werden, aber es läßt sich erwarten, daß Excellenz auch hier mit seinem Willen durchzudringen versteht, trotz der Ungnade, womit er seines frühern Amtes als Minister entlassen worden ist."

Während Reinhold von Lessel sprach, hatte Graf Askan verstohlen seinen Blick auf das Schloß, das immer deutlicher aus dem Waldesgrün hervortrat, geheftet. Er hatte dann den Blick nach den Ruinen der alten Bärenburg, die oben auf dem Vorsprunge des Berges sichtbar wurden, schweifen lassen. Der leuchtende Blick seines Auges verrieth sein inneres Gefühl bei dem Gedanken, diese Stätten als Besitzthum bewohnen zu können. Doch nicht ein Wort enthüllte die Bewegung seines Innern. Langsam wandte er sein Gesicht dem Freunde wieder zu und erwiderte mit ruhigem, fast gleichgültigem Lächeln:

„Wenn mein Vater mich heute unter den von Dir angeregten Hoffnungen den Weg zum Schlosse Bären-

berg machen sehen könnte, so würde er Gelegenheit finden, meine Hellseherei zu bewundern."

„Wie so?" fragte Reinhold neugierig und faßte den Freund unvermerkt schärfer ins Auge. „Hast Du vorausgesagt, daß Du einst als Herr der Bärenburg zurückkehren werdest?"

„Ganz so vermessen und anstandswidrig lautete meine Prophezeiung nicht", erwiderte Askan etwas hochfahrender. „Ich tröstete uur meinen Vater, der durch die schnelle Heirath des alten Onkels betrübt war und meine Aussichten auf zeitliches Glück wesentlich verändert fand, durch die knabenhafte Bemerkung, daß ich gar nicht begreifen könne, warum man sich über die späte Heirath ärgere; der alte Onkel wäre viel zu gütig, um mir dessenungeachtet sein schönes Schloß nicht zu vermachen. Meine knabenhafte Anschauung brachte mir damals das Prädicat „dummer Junge" ein. Sage selbst, ob ich diesen Titel verdient habe?"

Reinhold lachte gezwungen. Er war überzeugt, daß eine wichtigere Bemerkung von Askan verschwiegen wurde, die richtiger die damalige Stimmung seines Vaters charakterisirt hätte. Er selber war Augen- und Ohrenzeuge eines sehr unangenehmen Zusammenstoßes der beiden Grafen Bärenberg gewesen und hatte in seiner Erinnerung Worte bewahrt, die

eine tiefe Bedeutung haben mußten. Durch Askan's Mittheilung glaubte er dieselben aufgeklärt zu sehen. Er hatte sich geirrt. Was er in seinem Gedächtnisse bewahrte, verrieth einen vollständig gehässigen Bruch, der keineswegs durch ein günstiges Vermächtniß ausgeglichen werden konnte.

Ob Askan nichts davon wußte? Er beschloß zu sondiren.

„Hat sich Dein Vater niemals mit der späten Heirath der Excellenz ausgesöhnt?“ fragte er scheinbar achtlos.

„Das kann ich nicht verrathen, denn ich habe niemals mit ihm darüber gesprochen. Mein Vater hatte kein Recht, die Heirath des Onkels Harald zu tadeln, und von mir wäre es eine undankbare Anmaßung gewesen, wenn ich mir Urtheile darüber erlaubt hätte. Wenn sich Onkel Harald durch seine Verbindung mit einer jungen Dame Tadel, ja selbst Spott zugezogen hat, so durften wir am wenigsten solchen Meinungen beistimmen, da wir ihm zu Dank verpflichtet waren.“

„Mir erschien es nur immer sehr wunderbar, daß Dein Vater Dich plötzlich von Bärenberg abholte“, warf Reinhold ein.

„Das lag in andern Verhältnissen“, antwortete Graf Askan sehr ernst und ruhig.

„Worüber Du nicht sprechen willst?“ fragte Reinhold, indem er die Zügel fester anzog und die Pferde auf einen etwas steilen Nebenweg lenkte, der sie rascher auf das kleine Plateau brachte, worauf das Schloß mit seinen Garten- und Parkanlagen thronte.

„Wozu alte Gräber aufrühren, Leichensteine heben und den Haß aus dem Moder der Vergangenheit aufwühlen, Reinhold“, sagte der junge Graf gemüthlich. „Laß Alles ruhen — es ist todt!“

„O nein, todt ist es nicht, Graf Askan, es schlummert nur und wirft sein Unheil über Grabgewölbe hinaus. Warum verfolgte Dein Vater die junge Braut Deines Oheims mit bitterem Hasse, warum? fragte Reinhold nachdrücklich.

Graf Askan betrachtete ihn einen Moment mit sichtlicher Ueberraschung. „Was weißt Du denn davon?“ fragte er dagegen. „Du irrst indessen. Nicht der Braut selbst galt der Haß, sondern ihrem Geschlechte! Es ist eine leidige Geschichte, denn der Glanz unseres Hauses ging daran unter. Wir verarmten, und die Schuld des Vaters fiel auf Kind und Kindeskind. Mein Vater versuchte es, Graf Harald umzustimmen, als die Kunde von seiner Werbung um eine Urenkelin unserer Verderberin zu ihm drang. Graf Harald gibt nichts auf alten Hader. Er lehnte sich

herrisch gegen die Meinungen und Ansprüche meines Vaters auf. Natürlich konnte nach solchen Conflicten der Sohn nicht dort bleiben, wo dem Vater heftige Abweisungen zu Theil geworden und somit pflanzte sich der böse Einfluß einer Dame vom Hause Lichtberg auf unsern Stamm fort, indem ihr Einzug auf Schloß Bärenberg mich zwang, mein Eden zu verlassen."

Reinhold hätte gern noch mehr gefragt, um der ganzen Familienspukerei endlich auf den Grund zu kommen, allein sie näherten sich jetzt schnell dem Schlosse und die muthigen Rosse durcheilten in keckem Galopp die kurze Allee, die bis zur Rampe des ganz freiliegenden Schlosses sich hinzog.

„Alles wie sonst", flüsterte Askan vor sich hin. „Alles wie sonst, nur er und ich, wir werden verändert uns gegenüberstehen."

Nicht zwei Minuten später hielt das Cabriolet vor dem Portale mit seinen beiden in Stein ausgehauenen Bären, die den Eingang zu bewachen schienen.

Reinhold sprang behend aus dem Wagen, Askan folgte zögernd; eine innere Bewegung mußte von ihm bekämpft werden, bevor er sich den neugierigen Blicken der herbeieilenden Dienerschaft preisgab. Durch sein Zögern führte er einen Auftritt herbei, der auf sein ganzes Leben einzuwirken bestimmt war.

Seitwärts vom Schlosse, von einem niedrigen eisernen Gitter umschlossen, lag ein freier Platz, der Askan's Tummelplatz in seinen Knabenjahren gewesen war. Ein Blick dorthin zeigte ihm die bekannten Vorkehrungen zu Turnübungen, die er als Knabe leidenschaftlich geliebt, aber derselbe Blick unterrichtete ihn auch vom Vorhandensein einer andern Generation im Schlosse Bärenberg, woran er noch nicht gedacht hatte. Eine Gruppe Mädchen verschiedenen Alters spielte auf dem Rasen des Platzes und der Schaukelkorb flog eben in schwindelerregender Höhe himmelan, ebenfalls mit Mädchen besetzt. Mit weit geöffneten Augen starrte Askan nach dem Turnplatze. Die holden Kindergestalten in ihren luftig hellen Sommeranzügen erweckten keineswegs seine Bewunderung. Noch ehe er fragen und über diese Mädchenschaar Erkundigung einziehen konnte, schrie eine helle Stimme dem schaukelnden Diener den Befehl zu, die Schaukel anzuhalten, und eine der Insassinnen derselben schwang sich mit gewagtem Sprunge auf die Erde. Ohne sich die Zeit zu nehmen, ihren derangirten Anzug etwas zu ordnen, flog das junge Wesen über den Rasen und stand im nächsten Momente, die kurzen Locken wild aus dem Gesichte schüttelnd, vor dem erstaunten Askan, seine beiden Hände ergreifend.

„Willkommen, Vetter Askan!" sagte die junge Dame mehr herzlich und jubelnd als graziös. Graf Askan zog überrascht seine Hände zurück, die ziemlich derb gedrückt wurden. Ein Gefühl, das an Widerwillen grenzte, überlief ihn und machte, daß er schroff und kalt, mit der entschiedensten Zurückweisung jeder Vertraulichkeit sich verbeugte und dann sein Auge fragend zu Reinhold erhob, der lächelnd näher trat. „Comtesse Dora Bella, Tochter des Grafen Bärenberg!" sagte er vorstellend. Ein Zug von Schadenfreude zuckte über sein Gesicht, als nach dieser Präsentation die junge Dame den Lockenkopf stolz aufwarf und keck entgegnete: „Ah! Es war eine Vorstellung nöthig! Freilich, Vetter Askan gehört zu den Hofratten, welche die Etikette zu ihrem Gesetze, die Ceremonie zu ihrem Gottesdienst und die Convenienz zu ihrem Elemente machen. Bleibe der Herr Vetter in seiner Atmosphäre, ich gedeihe darin nicht! Adieu!"

Sie flog wie eine Gazelle zurück zu ihren Gespielinnen, die neugierig ihre Spiele eingestellt hatten und etwas näher zum Geländer getreten waren.

„Mit der jungen Dame hast Du es von vornherein verdorben!" sprach Reinhold leise.

„Daran liegt mir nichts!" war die kaltsinnige Entgegnung des Grafen.

„Comtesse Dora Bella ist etwas lebhaft —“

„Nenne es beim rechten Namen“, fiel Askan spöttisch ein. „Comtesse Dora Bella ist ein verzogenes und ungezogenes Kind!“

„Ein Kind?“ wiederholte Reinhold etwas verwundert. „Dora Bella ist siebzehn Jahre!“

Askan blickte stark überrascht auf. „Weder ihr Aeußeres noch ihr Betragen ließ errathen, daß die Comtesse schon den Kinderschuhen entwachsen sei“, sagte er.

„Sie ist allerdings im Wachsthum zurückgeblieben, und hier im einsamen Schloß hat bis jetzt wohl Niemand daran gedacht, ihr den Unterschied zwischen der dreizehnjährigen Tochter des Wirthschaftsinspectors und der siebzehnjährigen des Grafen Bärenberg deutlich zu machen. Ich habe zwar diese Mission übernommen, allein bis jetzt noch keinen Dank geerntet.“

Graf Askan antwortete nichts auf diese Rede. Seine ganze Seele war von dem Wiedersehen erfüllt, das ihm mit jeder Sekunde näher trat. Rasch durchschritt er die Vorhalle und wendete sich mit vollständiger Ortskenntniß sogleich rechts nach dem Corridor, worin früher Graf Harald's Zimmer war.

„Er wohnt noch im alten Lokale?“ fragte er während des Vorschreitens.

„Ja! Ich bewundere Dein Gedächtniß“, entgegnete Reinhold. „Du findest Dich zurecht, als wärst Du gestern erst abgereist!“

„O wundert Dich das? Ich habe meine Gedanken so oft hier weilen lassen, daß es mir scheint, als hätte ich Bärenberg nie verlassen gehabt!“

„Wir wollen Dich prüfen!“ meinte Reinhold lächelnd und winkte einem alten Diener, der aus dem Hintergrunde herbeieilte, sich schweigend zu verhalten. Askan richtete schon aufmerksam den Blick auf ihn.

„Alter Volkmann, mein Rabe!“ rief er ihm entgegen und reichte ihm die Hand. „Sind wir's denn wirklich und zwar unverändert?“

„Ja, Graf Askan, wir sind's!“ antwortete der alte, eisgraue Kammerdiener, lachend und weinend zugleich. „Aber Sie, mein Herr Graf, hätten wir nicht wiedererkannt, so verändert, so ganz, ganz anders wie als Junker vor zwölf Jahren! Wo haben wir denn nur den schwarzen Kopf und den schwarzen Bart hergekriegt? Wir waren ja nur ganz hellbraun. Du, mein Himmel, was werden Excellenz sagen!“

Graf Askan nickte ihm freundlich zu. „Wollen sehen, was Onkel Harald sagt“, flüsterte er, auf die nächste Flügelthür deutend. „Ich höre ihn durch's Zimmer schreiten.“

Die Thür öffnete sich im nächsten Momente und die hohe, stattliche Gestalt eines Greises wurde sichtbar. Seine ganze Erscheinung zeigte eine ruhige Würde und Gelassenheit, allein seine Stimme vibrirte, als er sanft sagte: „Askan, lieber Askan, willkommen!"

Askan ergriff seine Hand, der alte Graf zog ihn in sein Zimmer und schloß die Thür.

„Es ist ein anderes Ding, Volkmann, wenn man einen Grafen Bärenberg empfängt, als den armseligen Reinhold von Lessel, dem man durch Güte und Großmuth weiß zu machen versucht, daß er ebenfalls als Pflegesohn betrachtet werde", sagte Reinhold mit ruhigem Lächeln, indem er sich zum Fortgehen wendete und mit einem gewissen Phlegma seinen Reitfrack zuknöpfte. Der zornige Blick, der über die Thür hinwegglitt, welche der alte Graf vor ihm verschlossen hatte, verlor seine Bedeutsamkeit durch diese gleichmüthige Rede, dessenungeachtet wußte der alte Kammerdiener ganz genau, daß sich der junge Herr nur deswegen mit seinen Knöpfen zu schaffen machte, um seinen innern Verdruß zu verbergen. Er war nicht vergebens ein halbes Jahrhundert der Diener eines klugen Staatsmannes, eines Grafen Harald gewesen. Sein Scharfblick durchschaute mehr, als Reinhold ahnte, die Grundlage seines Charakters und er wußte nur allzu

gut, daß sich unter der ruhigen Oberfläche seines Wesens ein geheimer rastloser Ehrgeiz und ein starker Grad von Eigenliebe barg. Reinhold selber würde das Vorhandensein solcher Eigenschaften in Abrede gestellt haben. Er hatte noch nicht Gelegenheit gefunden, durch Selbstprüfung zur Selbsterkenntniß zu gelangen, deshalb war es ihm zur Zeit noch selbst ein Geheimniß, daß in ihm alle Anlagen zu einem bedeutenden Manne schlummerten und daß es nur von der Gunst des Geschicks abhängig sei, um ihn dorthin zu stellen, wo seine Begabung und seine Charakterbildung ihn zu heben vermochten.

Vor der Hand war indeß gar keine Aussicht für Reinhold, sich geltend machen zu können. In seinem Vaterlande gab es nicht allzuviel ausgezeichnete Stellungen und die Verleihung der Aemter hing von der Willkür des regierenden Fürsten ab. Zu Hofstellen qualificirte er sich nicht, weil seine Mutter eine Bürgerliche gewesen war. Er verachtete aus diesem Grunde die Hofämter und geißelte diese Kreise mit spöttischen Ausfällen. Die satirische Bemerkung der Comtesse Dora Bella über die Hofratten war ursprünglich seinem Gehirne zuzuschreiben, nur hatte das junge Mädchen sie ihrem Naturell gemäß eingekleidet und dergestalt angewendet, daß er sie mit heimlicher Schaden-

freude gern als ein Produkt ihres Geistes gelten ließ.

Reinhold von Lessel verließ um eine Erfahrung reicher die Halle. Er war klüger geworden auf Kosten seines Herzens, indem er sich von einem Wiedersehen ausgeschlossen und ohne alle Förmlichkeit verabschiedet sah, wobei gegenwärtig zu sein er ein Recht zu haben glaubte. Er besaß Takt genug, seine Empfindlichkeit darüber zu verschleiern, weil er den Vorfall nicht als eine Kränkung seiner Rechte aufstellen durfte. Unter dem Anscheine großer Gleichmüthigkeit begab er sich auf sein Zimmer, wo er ungestört seiner innern Empörung Ausdruck gestatten konnte.

Der alte Kammerdiener schaute ihm bedenklich nach. „Ob er es redlicher mit uns meint als sein Herr Vater?“ murmelte er. „Etwas mehr Vorsicht könnten wir wohl anwenden. Excellenz scheinen vergessen zu haben, daß die Unzuverlässigkeit seines seligen Herrn Vaters ihm die Grube gegraben, in welche schließlich beide gestürzt und von Amt und Würden gekommen sind. Freilich, Excellenz haben für solche Dinge kein Gedächtniß; wir wollen doch unsere Augen offen zu halten suchen bei dieser bedeutsamen Zusammenkunft des alten und jungen Grafen. Excellenz schlossen nicht ohne Grund jeden andern Menschenblick von dem ersten Wieder-

sehen aus — wir waren bewegt — es soll etwas Großes in Scene gesetzt werden — ja, ja, wir stehen am Vorabende einer neuen Zeit für das Haus Bärenberg!"

Der alte Mann, von seiner Vorhersagung überzeugt, trippelte mit wichtigem Stirnrunzeln nach seinem Stübchen zurück, das er sich so behaglich und sauber wie möglich eingerichtet hatte. Seine Meinung von sich selbst und von der Wichtigkeit seiner Person war mit ihm groß und alt geworden, und danach richteten sich auch seine Ansprüche auf Berücksichtigung. Daß Graf Askan ihn nicht vergessen, daß er ihn mit der alten Vertraulichkeit begrüßt hatte und sogar noch seiner Eigenthümlichkeit eingedenk gewesen war, stets im Plural zu reden, das machte ihn zu seinem vollständig ergebenen Diener.

„Die Hofluft hat Graf Askan nichts geschadet, wir haben es ja vorher gesagt", sprach er für sich. „Excellenz wollten uns nicht glauben, nun sehen's Excellenz selber." Vorsichtig drückte er sich beim Vorübergehen etwas näher an die Thür, hinter der die beiden Grafen verschwunden waren. Er nickte zufriedengestellt. Das Gespräch derselben war ruhig und friedlich.

Drittes Kapitel.

Schloß Bärenberg gehörte nicht zu jenen Gebäuden einer mittelalterlichen Romantik, die neben der Bewunderung auch ein gewisses Grauen wecken. Auf einem Hügel erbaut, der sich wenig über die Höhe der Dorfkirche erhob, lag es nach allen Seiten frei und bildete mit seinen alten Bäumen einen Schmuck der ohnehin sehr anmuthigen Landschaft. Infolge der Nothwendigkeit, dem scharfen Luftzug wirksam zu begegnen, hatte der vorsichtige Ahnherr des jetzigen Besitzers das Schloß in Gestalt eines Vierecks anlegen und das Portal durch eine dichte Lindenallee schützen lassen. Daß es dem Auge weit wohlgefälliger gewesen sein würde, wenn das Schloß weniger castellartig angelegt worden wäre, ist nicht zu bezweifeln; allein wohnlicher, behaglicher, bequemer und eleganter konnte

gar kein Gebäude eingerichtet sein als Schloß Bärenberg mit seinem viereckigen, weiten Hofraum, seinen zwei Thurmecken und seinen schönen Balkonfenstern und Gallerien innerhalb des Hofs. Rechts lagen die Wohnzimmer der Familie, die Speise- und Gesellschaftssalons, links die Fremdenzimmer mit einer wunderhübschen Aussicht auf die Reste der alten Bärenburg, welche, halb unter wucherndem Gesträuch vergraben, so dicht am Abhang eines hohen Felsenriffs stand, daß man jeden Augenblick den Sturz des alten Gemäuers fürchten mußte. Ein schmaler, sehr gut erhaltener glatter Fußpfad führte zu der Ruine hinauf. Er wurde von den Bewohnern der Umgegend mit Vorliebe zum Spaziergang benutzt und diente zugleich als Vermittlungsweg zwischen Schloß Bärenberg und einem Dorfe Gunterek, das Graf Harald in neuerer Zeit gekauft hatte.

Unweit des Schlosses, ebenfalls auf dem Plateau des Hügels, lagen noch zwei Gebäude. In dem zunächst liegenden links wohnte der Wirthschaftsinspector Prutz mit einer zahlreichen Kinderschaar und einer Gattin von seltenem Werth. Diese Familie gehörte zum Schlosse wie die Bäume und Blumen des ganzen Plateaus, um dasselbe zu zieren und zu beleben. Die Kinder, meistentheils Mädchen, waren engelschön, gut-

artig und voll liebenswürdiger Heiterkeit, die sie freilich oft zu Schelmereien verführte, aber doch nicht zu belästigenden Unarten. Verwöhnt von der Nachsicht und Güte des alten Grafen, begünstigt von der Freundschaft seiner einzigen Tochter Dora Bella, hatten sich diese Kinder nach und nach Rechte angemaßt, die nicht fern von Eigenthumsrechten waren. Der Rasenplatz am Schlosse wurde ihr Spielplatz in allen Formen, und da sie mit kindlicher Liebenswürdigkeit auch das Herz des alten, ceremoniösen Kammerdieners, des Factotums im Schlosse, erweichten, so drückte die ganze Dienerschaft beide Augen zu, um den Unfug nicht zu sehen, den die wilde Schaar oft verübte.

Der Vater dieser Kinder, der durch den Titel Wirthschaftsinspector eine Aufsichtsbehörde des Schloßpersonals repräsentirte, gehörte zu den Männern, die stets über sich blicken und in der Sucht, vornehme Gewohnheiten zu copiren, ihr Lebensglück finden.

Herr Prutz stolzirte mit unveränderlicher Heiterkeit in der Welt einher, ohne sich die geringsten Sorgen über die Pflichten zu machen, die Gott ihm auferlegt hatte. Er bekümmerte sich um nichts als um seine Rechnungsbücher, die er jeden Monat seinem Herrn Grafen vorlegen mußte. Alles Andere überließ er seiner Frau, die mit großer Umsicht und Thätigkeit die

Bedürfnisse ihrer Familie nach der nicht unbedeutenden Einnahme ihres Gatten zu regeln suchte. Freilich kam es dessenungeachtet häufig vor, daß sich Herr Prutz über alle Maßen wunderte, wenn er das Ausgabebuch seiner Gattin revidirte und eine Summe Geldes für warme Winterkleider notirt fand. Er bedachte in solchen Augenblicken nicht, daß ihm seine Cigarren und sein Wein bedeutend mehr kosteten als die warme Winterkleidung seiner Kinder. In eben dem Maße war auch Herr Prutz erstaunt, wenn er die großen Töpfe voll Milch betrachtete, die seine sieben Sprößlinge zum Frühstück verzehrten. Ihm fiel es leider nie dabei ein, zu berechnen, was er dagegen an Bier und Wein verconsumirte.

Die Kinder des Herrn Wirthschaftsinspectors waren mittlerweile herangewachsen und der große Milchtopf, der ihm ein Aergerniß gewesen war, verschwand allmälig, um der mächtigen Wasserflasche Platz zu machen, die ohne Unkosten aus den Springquellen des Schloßhofs gefüllt wurde. Das klare Quellwasser bekam den Kindern so gut wie ein Thautropfen der aufblühenden Blume. Die Wangen der hübschen Mädchen rötheten sich bei der frugalen, gesunden Kost, während ihr lieber Papa vom Weintrinken allmälig eine geröthete Nase davontrug, die seine Gesichtszüge weder veredelte noch verschönte.

Außer der angedeuteten üblen Eigenschaft war der Wirthschaftsinspector indessen ein guter Mann, der seine Frau hochschätzte, seine Kinder liebte und sein Amt mit Verstand und Redlichkeit versah.

Rechts, etwas ferner vom Schlosse, nahe dem Abhang des Hügels, von dem sanft abwärts das Dorf Bärenberg sich bis zum Thal hinzog, befanden sich die Wirthschaftsgebäude des Schlosses, in welchen der Amtmann als Pachter von Bärenberg und Gunterek wohnte. Es war diese Pächterei ein Complex von gut erhaltenen Häusern, mit einer weißgetünchten Mauer eingehegt und von einigen mächtigen Kastanienbäumen beschattet. Unmittelbar daran, aber abwärts gelegen, schloß sich die Försterwohnung, welcher die Dorfschenke gegenüber lag. Zwischen diesen Häusern, die auf einem terrassenartigen Vorsprung des Hügels ruhten, bildeten die klaren Quellen des Plateaus einen Wasserfall, der mit mächtigem Rauschen fußhoch in ein Becken stürzte, um von dort aus mit rapider Schnelligkeit über Steine und Geröll neben dem Straßendamm durch das Dorf bis zum Thal hinabzufließen. Nur oberhalb, zwischen dem Försterhaus und der Schenke, fand sich eine Brücke über den kleinen Bergbach, sonst mußte er von der flinken und gewandten Jugend überhüpft werden, während das bedächtige

Alter einige breite Steine benutzte, um darüber hinwegzukommen.

Da die eben geschilderten Häuser durch den sprudelnden Bach vom Dorfe getrennt waren, so hatte der Volksgebrauch die Einwohner derselben mit dem Schlosse in Verbindung gebracht und die Benennung „Schloßleute“ für sie erfunden. Somit gehörten der Wirthschaftsinspector, der Amtmann, der Förster und der Gastwirth zu den Schloßleuten und standen fast gar nicht im Verkehr mit den übrigen Dorfbewohnern.

Das Schloß mit seinen Umgebungen bildete also eine Welt für sich, und in dieser kleinen abgeschlossenen Welt, unberührt von dem Hauche irdischer Kleinlichkeit, war Dora Bella, die einzige Tochter des Grafen Harald, das belebende Princip. Sie thronte als Herrscherin in dem Kreise ihrer Gespielinnen, die sie aus den vier Häusern auf dem Berge zusammenzog, ohne zu wissen, daß es Herrscherinnen in der Welt gebe, die sie um ihre Unabhängigkeit beneiden könnten. Von einer heitern Mutter angeleitet zu lustigen Spielen und von einem zärtlichen Vater stets nachsichtig beurtheilt, war sie eigentlich wild aufgewachsen und hatte sich allmälig der Grenze der Jungfräulichkeit genähert, ohne daß es irgend Jemand ihrer Umgebung eingefallen wäre, sie dem Kinderkreise zu entfremden, in welchem

sie sich so überaus wohl fühlte. Selbst der plötzliche Tod ihrer Mutter brachte keine Veränderung in ihren Ideenkreis und in ihre äußerliche Ausstattung. Die Schwester des Grafen Harald, die unvermählt geblieben war und seit frühester Jugend Schloß Bärenberg zum Aufenthaltsort gewählt hatte, fand sich nicht befugt, in die Erziehungsmethode ihrer verstorbenen Schwägerin, die sie zärtlich verehrt, einzugreifen. Ihre beschränkten, durch ein einsames Leben hervorgerufenen Weltansichten machten sie gleichsam blind für die ungebundene Lebensweise ihrer Nichte Dora Bella und sie übersah es, daß dieselbe die Grenzen der Kindheit schon überschritten hatte, während sie noch im Flügelkleide der Jugend umherflog. Genug, Comtesse Dora Bella war innerlich noch im vollsten Sinne des Wortes ein Kind, als Reinhold von Lessel nach jahrelanger Abwesenheit auf Schloß Bärenberg eintraf und seinem Erstaunen über die verkehrte und unzulässige Erziehung mißbilligende Worte lieh.

Gräfin Elisabeth sah alsbald ihr Unrecht ein. Sie beeilte sich, mindestens äußerlich dahin zu wirken, daß Dora Bella ihren Jahren gemäß erschien. Auch ließ sie es nicht an weisen Vorlesungen fehlen, welche das wilde, ungebundene Töchterchen ihres Bruders auf den Unterschied der Verhältnisse, der zwischen ihr und ihren

Jugendgenossen obwaltete, aufmerksam zu machen geeignet waren. Allein ihre Ermahnungen drangen nicht tief genug ein, um eine plötzliche Aenderung zu bewirken. Dora Bella entwaffnete die weisen Strafpredigten der alten Dame stets mit Blicken voll schelmischer Reue und that gleich darauf wieder, was sie einmal nicht lassen konnte, das heißt, sie stürmte hinaus auf den Rasenplatz und mischte sich in die Reihen ihrer harrenden Spielgefährten.

Dora Bella hatte übrigens in Reinhold den Störer ihrer harmlosen Jugendfreuden erkannt und ihn mit so allerliebstem Zorn zur Rede gestellt, daß er sich gezwungen sah, ihre geistige Entwicklung trotz der äußerlichen Kindlichkeit ganz unzweifelhaft zu finden. Um so schärfer zog er gegen ihre Verwilderung, wie er es zu nennen beliebte, zu Felde und es entspann sich zwischen ihnen eine Fehde, die nicht selten bis zur Feindseligkeit überging, wenn Reinhold von der Freiheit eines brüderlichen Freundes Gebrauch machte und ihre Lebensgewohnheiten mit dem Takte und der Schicklichkeit nicht vereinbar fand.

Von ihrem lebhaften und ungezügelten Wesen getrieben, hatte Dora Bella eine Begrüßung ihres Vetters Askan ganz in der Ordnung gefunden, aber Askan's beleidigende Förmlichkeit hatte sie über den Eindruck

belehrt, den ihr Entgegenkommen in ihm bewirken mußte. Mit keckem Wort entzog sie sich der unangenehmen Situation, die sie sich selbst bereitet, und kehrte zum Kreise ihrer Gespielinnen zurück. Aber Dora Bella fühlte sich verletzt und beschämt wie noch nie. Sie nahm ihre Geisteskraft zu Hülfe, um noch einige Minuten auf dem Rasenplatze weilen zu können, ohne ihre Demüthigung merken zu lassen, und schlich dann scheu und langsam dem Portale zu, um unbemerkt ihr Zimmer zu erreichen.

Hier angelangt, schloß sie ohne Zögern die Thür zu und eilte, einen prüfenden Blick in den Spiegel zu werfen. Ihr Bild erschreckte sie. Ihr Haar hatte sich gelöst und verunstaltete sie durch die Unordnung, womit es ihr schönes, edles, zartes Gesicht umgab. Ihr Kleid hatte sich von den Schultern verschoben, sodaß die Ebenmäßigkeit ihres feinen Wuchses sehr zweifelhaft erschien. Genug, ihr strahlte ein Zerrbild ihres eigenen Selbst entgegen, das der Spiegel mit hohnvoller Getreulichkeit wiedergab.

Eine heiße Scham überflutete Dora Bella.

Dieser Moment brachte sie zur Selbsterkenntniß, und da sie weder stumpfsinnigen Geistes noch verwilderten Gemüths war, so mußte diese Erfahrung endlich Wirkung thun, das ganze System ihrer bis-

herigen Lebensanschauungen umstoßen und ihre Gedanken neu beleben.

Zuerst drückte eine schmerzliche Demuth ihr Wesen nieder. Bald aber erhob sich ihr Selbstgefühl und führte sie auf Irrwege, die ihre Weiblichkeit mit Gefahren bedrohten. Sie gedachte zum ersten Mal in ihrem jungen Leben mit Genugthuung ihrer bevorzugten Weltstellung und erwog mit verächtlichem Lächeln die Lage der beiden jungen Männer, die sich durch Wort, Blick und Geberde herausgenommen hatten, sie mit ihren Gewohnheiten zu verurtheilen. Alle Fehler ihres Geschlechts, diese angeborenen tiefen Uebel der Menschheit, erwachten in ihr und bewirkten einen gewaltigern Umschlag in ihrer Denkungsart, als die geringfügige Begebenheit hatte erwarten lassen.

Es erzeugte sich blitzschnell eine geistige Härte in dem sonst weichen und harmlosen Mädchen. Es erwuchs ein dämonischer Trotz aus dem kleinen Tropfen Gift, welcher in ihr Inneres geschleudert und durch Eitelkeit, Empfindlichkeit und Groll genährt worden war.

Sie schwor den beiden Männern Haß, ewigen Haß. War es ein Kinderschwur, den die junge Dame mit der Geberde der heiligsten Entschließung ablegte? Nein, auf diesem schönen, edlen Gesichte prägten sich die

Empfindungen des Spottes, des Hohns und der Verachtung aus, als sie fast laut sagte: „Was sind diese beiden erbärmlichen Weltmenschen und was bin ich!"

Dora Bella handelte nach den Vorschriften ihres eben erstandenen Trotzes, der sich schnell zu einer Herrscherkraft ausbildete, indem sie beschloß, über die erlittene Demüthigung zu schweigen. Der weibliche Instinkt hieß diese Klugheitsregel schon um deswillen gut, weil jede Erörterung und Entschuldigung eine neue Demüthigung in sich schloß.

Ruhig, als sei nichts geschehen, was ihre Laune hätte trüben können, klingelte sie nach einer Stunde herber Ueberlegungen ihrer Kammerfrau und ließ sich von neuem ankleiden und frisiren. Sie erfuhr bei dieser Gelegenheit, daß der angekommene Gast noch immer mit Excellenz in deren Zimmer sei und daß selbst Gräfin Elisabeth noch nicht das Vergnügen gehabt habe, den jungen Grafen begrüßen zu können.

Dora Bella hörte diese Nachricht mit Erstaunen Sie wußte, daß Tante Elisabeth mit innigem Verlangen der Ankunft ihres frühern Pfleglings entgegengesehen hatte, und jetzt war er länger als eine Stunde im Schlosse, ohne sich ihr genaht zu haben.

„Am besten, ich heuchle Gleichgültigkeit über diese sonderbaren Ereignisse und suche den Schleier zu heben,

der die Begebenheiten deckt, welche schuld an Askan's Entfernung aus dem Schlosse waren, wo sein Andenken doch gefeiert wurde", sprach Dora Bella, während sie abermals vor den Spiegel trat, um sich mit kritisirenden Blicken zu betrachten, bevor sie der Einsamkeit ihres Zimmers entfloh.

Ob die junge Dame noch immer stark verstimmt war oder ob sie an diesem Unglückstag andere Anforderungen an ihre äußere Erscheinung machte, sie fand sich unerträglich häßlich frisirt und geschmacklos gekleidet.

„Um so besser", fuhr sie mit trotzigem Lächeln in ihrem Selbstgespräch fort. „Meine äußerliche Ausstattung mag dem verwöhnten Hofcavalier ein Beweis sein, daß mir sehr wenig daran liegt, sein Wohlgefallen zu erregen. Unser Geschmack, unsere Meinungen, unsere Ansprüche, unsere Lebensweise und unsere Vergnügungen werden durch unsern Charakter bestimmt, und da nach meines Vaters Ausspruch zwischen einem Weltmenschen und einem Naturmenschen keine Harmonie stattfinden kann, so werde ich mir nicht die geringste Mühe geben, Vetter Askan's Sympathie für meine Welt und für meine Person zu wecken. Ich ahne, daß mein weiser Papa die ersten Minuten des Wiedersehens zu einer Prüfung anwendet, um den Kern des Hof-

cavaliers gründlich zu untersuchen. Mir kann es gleich sein, ob er diesen Kern gut erhalten oder verdorben findet."

Dora Bella endete ihr weises Selbstgespräch mit einem stolzen Aufwerfen des Kopfes und machte sich fertig, das Zimmer zu verlassen. Im Verfolg ihres neuen Ideengangs schritt sie mit vollkommener Gleichgültigkeit und kaltem Selbstbewußtsein über die Schwelle, um einem zweiten Zusammentreffen mit Askan entgegenzugehen. Die Gefühle, die sie jetzt beseelten, waren aus dem Kampfe mit der schnöden Zurückhaltung des jungen Mannes hervorgegangen. Ob sie eine Aussaat des Bösen bleiben würden?

Viertes Kapitel.

Gräfin Elisabeth, die Schwester des Grafen Harald, bewohnte im linken Flügel des Schlosses, dicht neben den Fremdenzimmern, ein völlig abgesondertes Quartier und hatte auch ihre Dienerschaft für sich. Nur mittags erschien sie an der Tafel, sonst ließ sie sich selten in den Räumen blicken, welche die Familie ihres Bruders inne hatte. Diese seltsame Abgeschiedenheit lag einestheils in der Vorliebe der Dame für die Einsamkeit, anderntheils gründete sie sich auf den Umstand, daß sie in Gemeinschaft mit ihrem verstorbenen Vater den linken Flügel bewohnt hatte und, von Gewohnheit gefesselt, sich nicht entschließen konnte, sich anderweitig zu logiren, obwohl sie dadurch an Bequemlichkeiten hätte gewinnen können.

Um zu ihr zu gelangen, mußte Dora Bella den langen Corridor, die Vorhalle und einen Theil der

Gallerie durchschreiten, wenn sie es vermeiden wollte, in den Colonnaden, die vor den Fremdenzimmern lagen, mit Reinhold oder auch mit Askan zusammen zu treffen. Das wollte die Comtesse auf alle Fälle verhindern; deshalb horchte sie erst aufmerksam und blickte forschend rundum, bevor sie ihren Weg nach dem Zimmer der Tante Elisabeth antrat. Alles war still, todtenhaft still. Sie überlegte. Wäre sie noch das harmlose, ungebundene Kind der Natur gewesen, wie vor wenigen Stunden, so würde sie den Weg durch die Colonnaden, die das Schloß mit dem linken Seitenflügel verbanden, unbedingt gewählt haben, da er viel näher und viel angenehmer war. Allein es überkam sie ein eigenthümliches Gefühl von Furcht und Schüchternheit, indem sie die Möglichkeit bedachte, den jungen Männern, die hier ihre Zimmer hatten, begegnen zu können. Schon das leiseste Geräusch von dorther jagte ihr einen solchen Schreck ein, daß sie, fast willenlos fortgetrieben, nach der Vorhalle eilte und schnell in die Gallerie schlüpfte. Athemlos blieb sie hier stehen. Ihr Herz pochte fürchterlich. Sie versuchte sich selbst über diese befremdliche Zaghaftigkeit zu verspotten, es glückte ihr aber nicht. Ein Weh eigener Art, eine Wehmuth, eine Trauer, die keinen Grund hatte, füllte ihr Auge mit Thränen. Sie fühlte sich außer Stande, diese Thränen

zu bemeistern, und brach in ein leises, schmerzliches Weinen aus.

Erschrocken über sich selbst trocknete Dora Bella hastig ihre nassen Augen und blickte mit erzwungener Heiterkeit um sich. Es war ihr, als wenn die alten Gemälde, die hier in dichter Reihe hingen, mit Verwunderung auf ihre Thränen blicken müßten, da sie bis dahin nur durch ihr heiteres Lachen aus der Grabesruhe aufgestört worden, welche in diesem weiten Raume herrschte. Die ernsten Mienen ihrer Vorältern mahnten sie zum Frieden mit sich selbst, und der eigenthümliche Zauber, welcher stets für sie in der Betrachtung dieser alten Ahnenbilder gelegen hatte, erhielt einen Zuwachs von Romantik, als der Gedanke ihre Seele berührte, daß sie, das letzte Kind des Harald-Bärenberg'schen Stammes, unter dem Schutze dieser ehrwürdigen Bilder stehe. Die Poesie des Familienstolzes bemächtigte sich ihrer Phantasie. Sie blickte mit dem Ausdrucke des Verständnisses von Bild zu Bild, während sie langsam daran vorüberschritt, und verschwand erst durch die Thür, die zu den Gemächern ihrer Tante Elisabeth führte, nachdem sie zögernd eine lange Weile träumerisch zurückgeschaut hatte.

Gräfin Elisabeth saß an ihrem Lesepulte, als Dora Bella leise die Thür öffnete und die Portière unmerk-

lich zurückschob. Sie schien zu lesen. Sie las aber jedenfalls nicht mit Aufmerksamkeit, denn ihr Blick hob sich oft von dem Buche, das aufgestellt war, und ihr Ohr wendete sich lauschend dem Eingange zu, der zu den Colonnaden führte.

Gräfin Elisabeth repräsentirte in der Stattlichkeit ihrer Gestalt, die sie trotz ihrer sechzig Jahre noch mit voller Elasticität aufrecht hielt, eine richtige Tochter des gräflich Bärenberg'schen Geschlechts. Weniger war dies der Fall mit dem Ausdrucke ihres Gesichts, dessen Grundton Sanftmuth, Gleichmuth, Güte und Ruhe war. Der stille Stolz, den die klassisch edeln Gesichter ihres Geschlechts aufwiesen, fehlte ihr ganz und gar. Ihre ganze Erscheinung hatte das Gepräge jener weiblichen Gestalten, die durch die Natur zu den guten Geistern der Männerwelt bestimmt sind, aber selten den Beifall derselben in dem Grade gewinnen, daß sie zu Gattinnen erwählt werden. Die Einfachheit ihres Wesens ist gewöhnlich nicht im Stande, das Interesse lebenslustiger und lebenskräftiger Männer zu fesseln, und was sich sonst an Reiz und Liebenswürdigkeit bei ihnen vorfindet, das wird von solchen Frauennaturen nie zur Schau getragen. Diese weiblichen Gestalten gehen gewöhnlich zu Grabe, ohne jemals geliebt worden zu sein.

Die freundliche und gleichmüthige Ruhe in dem Gesichte der Gräfin Elisabeth ließ auch darauf schließen, daß niemals der Sturm der Leidenschaft in ihr stilles Dasein getreten sein möchte. Der Schluß war jedoch nicht ganz richtig. Ein Moment in ihrem Leben hatte dies stille Herz in den Kampf mit heißen Wünschen gestürzt, aber ihre Vernunft war Siegerin geblieben und ihr Gewissen hatte ihr die Palmenkrone der edlen Ruhe dann auf die Stirn gedrückt.

Dora Bella betrachtete eine Weile unschlüssig ihre Tante, bevor sie zu ihr eintrat. Die Dame zeigte eine nachdenklichere Miene, als sie an ihr zu sehen gewohnt war. Ihre Ruhe erschien etwas gestört, ihr Gleichmuth erschüttert. Das junge Mädchen wagte es gar nicht, in den Kreis ihrer Gedanken zu treten, die einen befremdlichen Ausdruck auf ihr Gesicht geprägt hatten.

Dora Bella war bis dahin für den heiligen Frieden, der in den Umgebungen ihrer Tante herrschte, wenig empfänglich gewesen. Ihrem Sinn hatte die Weihe gefehlt, diese geistige Abgeschlossenheit eines einsamen Daseins richtig würdigen zu können. Was öffnete ihr denn jetzt plötzlich das Herz, daß sie in schüchterner Verehrung zauderte, die friedliche Stille des Gemachs durch ihren lärmenden Eintritt zu stören?

Gräfin Elisabeth bemerkte eine leise Bewegung des

Thürvorhangs und richtete scharf den Blick dorthin. Ein Lächeln überflog ihr sanftes, blasses Gesicht.

„Komm nur herein, Kleine", rief sie mit mildem, gütigem Tone. „Wenn ich Dich auch noch nicht sehe, so weiß ich doch, daß von dort her Niemand anders zu erwarten ist als Du. Dich führt sicherlich die Neugier zu mir. Du denkst Askan hier zu finden. Komm nur näher! Er ist immer noch nicht bei mir gewesen. Komm, laß Dich prüfen, wie Du aussiehst, bevor der Blick Askan's Dich trifft!"

Langsamen Schrittes bewegte sich Dora Bella während der letzten Worte vorwärts, den Kopf in anmuthiger Verlegenheit seitwärts gesenkt.

„Ah! Sieh da, meine Kleine — schon en grande tenue — vollständig courfähig gekleidet", scherzte die Gräfin und strich sanft über den Lockenkopf, der von neuem unter dem Brenneisen gewesen sein mußte. „Meine gute Wartholt hat für nöthig gefunden, Deine Toilette den Ansprüchen eines Hofcavaliers gemäß anzuordnen — recht schön, ganz gut; der erste Eindruck ist oftmals fürs ganze Leben entscheidend. Seitdem mir Reinhold so eindringliche Vorlesungen über Deine unstatthafte Ungebundenheit gemacht hat, bin ich mir bewußt geworden, daß ich wenig zur Erziehung junger Mädchen tauge. Ich werde mich bei der Wartholt

speciell für die Aufmerksamkeit bedanken, womit sie heute meine Vergeßlichkeit rücksichtlich Deiner Repräsentation ausgeglichen hat. Reinhold's Vorwürfen bin ich dadurch entgangen."

Dora Bella verbarg schüchtern und verschämt ihr Gesicht an der Gräfin Schulter, versuchte jedoch ihrer Stimme einen kecken Klang zu geben, als sie erwiderte: „Deine Wartholt weiß gar nichts von meiner Toilette, Tante Elisabeth, ich selber habe für nöthig erachtet, meinen Anzug zu wechseln."

„Sieh, Du schreitest fort in der Cultur", unterbrach die Gräfin sie freundlich. „Um so besser, daß Du selbst daran dachtest, Dich standesgemäß zu präsentiren. Ich kann Askan jeden Augenblick erwarten."

„Er ist noch nicht bei Dir gewesen, Tante Elisabeth?" fragte Dora Bella mit erkünsteltem Befremden, verfiel aber gleich darauf in ihre gewöhnliche ungestüme und hastige Fragemanier und rief: „Ist denn Askan noch immer bei meinem Vater? Hat mein Papa ihn so lieb, daß er sich von ihm nicht trennen kann? Und Du hast ihn auch lieb, Du sehnst Dich ihn zu umarmen? Du lächelst, Tante Elisabeth — ach Du meinst wohl, ich könne es Deinem Gesichte nicht ansehen, wenn Du innerlich aufgeregt bist? Warum habt Ihr Askan von Schloß Bärenberg fortgehen lassen,

warum habt Ihr ihn nicht früher wieder herbeschieden? Erzähle mir, liebe Tante, wie hängt dies zusammen?"

Hochroth vor Eifer im Gesicht kniete Dora Bella auf das Fußkissen der Gräfin nieder und sah ihr voll ins Auge. Gräfin Elisabeth neigte sich und küßte sie auf die Stirn.

„Erzählen läßt sich das nicht, liebe Kleine", sprach sie mit jener Güte und Herablassung im Tone, womit man zu Kindern redet, deren Begriffsvermögen man noch nicht hinlänglich entwickelt glaubt. Dora Bella empfand dies. Sie richtete das Köpfchen höher auf und hob die Brust stolzer hervor.

„Wie? Erzählen läßt sich's nicht?", wiederholte sie hastig. „Ist es eine entsetzliche Gesichte? Beruht das Ereigniß auf Geheimnissen? Ich möchte davon unterrichtet sein. Ich muß darauf dringen, den Grund zu erfahren, damit ich mein Betragen gegen Askan regeln kann."

Gräfin Elisabeth wendete langsam den Blick auf ihre Nichte und sah sie augenscheinlich verwundert an. Es lag Ueberlegung in ihrer Aeußerung und bis zu diesem Moment hatte die Gräfin noch nie eine Spur von kaltblütiger Besonnenheit an ihrer Nichte entdeckt.

„Empfange Askan gleich einem Bruder, ohne Vor-

urtheile und ohne Rücksicht auf die Vergangenheit", antwortete sie nach kurzem Sinnen. „Es liegt weder ein Geheimniß noch eine Schuld der eigenthümlichen Entfremdung Askan's zu Grunde. Lediglich die Veränderung von Familienverhältnissen brachte seinen Vater dahin, etwas eigensinnig auf Askan's Entfernung zu beharren. Lassen wir jedoch die Todten ruhen, liebe Kleine."

„Warum ist Askan seit vielen Jahren nicht ein einziges Mal zum Besuch hier gewesen, da Dir und dem Papa doch so viel daran lag, ihn wiederzusehen?" fragte Dora Bella beharrlich.

„Die Umstände verboten Deinem Vater, ihn einzuladen", war Elisabeth's kurze Antwort.

„Solange meine Mama lebte, nicht wahr?" fragte Dora Bella mit aufflammendem Argwohn.

Gräfin Elisabeth fuhr innerlich erschrocken zusammen. „Nein, Liebe, nein!" sagte sie hastig. „O, Deine Mutter wußte nichts, gar nichts von diesem Conflicte, der durch leidige Familientraditionen herbeigeführt worden war. Traurige Verschrobenheit der Menschen, die des Hasses Fluch auf Kind und Kindeskind ausdehnt!"

„Also aus der Vorzeit stammt der Grund, weswegen Askan Schloß Bärenberg mied?" fragte Dora Bella noch begieriger. Sie war eine Verehrerin von

alten Sagen und forschte stets mit Leidenschaft den alten Gespenstergeschichten des Schlosses nach.

„Frage mich nicht, Dora Bella", entgegnete Gräfin Elisabeth sanft abweisend. „Du würdest die Sache nicht verstehen, wollte ich sie Dir auch auseinandersetzen."

„O Tante Elisabeth", warf die junge Dame sehr unwillig ein, „bin ich denn noch ein Kind? Ich verstehe Alles!" fügte sie, den lächelnden Blicken ihrer Tante Trotz bietend hinzu, indem sie sich in die Brust warf. Die Gräfin strich über ihr Gesicht.

„Verstehst Du wirklich etwas von der Macht und Kraft der menschlichen Leidenschaften, Du liebes Kind? Weißt Du schon etwas von der Kraft der Liebe und der Macht des Hasses? Siehst Du, jetzt mußt Du mir einräumen, daß Deine Voraussetzung irrig war. Aber Du sollst späterhin erfahren, wie die Sache zusammenhängt; ich halte es für heilsam, Dich rechtzeitig von den Dingen zu unterrichten, die auf Askan's Leben bedeutsam eingewirkt haben würden, wenn nicht sein Vater früher gestorben wäre als Dein Vater. Freilich kommt es nun noch darauf an, welche Verhaltungsregeln er seinem Sohne Askan hinterlassen hat. Dies sogleich zu erforschen bewog Deinen Vater, Askan kommen zu lassen."

„Ich will nicht hoffen, daß Askan mit gehässigen Empfindungen hierher gekommen ist", rief Dora Bella in mißtrauischem Eifer.

„Askan hat nie als handelnde Person in diesem Streite gewirkt. Er ist der leidende Theil. Du weißt ja, daß er der Großmuth Deines Vaters seine sorgenlose Stellung in der Welt verdankt. Du hast ja oft genug Gelegenheit gehabt, seine dankerfüllten Briefe zu lesen."

„Freilich, aber warum kam er nicht sich persönlich zu bedanken?"

„Ein ungerechtfertigter Beschluß seines Vaters hinderte ihn daran."

„Jetzt kommt er indeß — hat der Beschluß seines Vaters jede Kraft verloren mit seinem Tode, oder hängt der Tod meiner Mama damit zusammen?"

Wiederum schrak Gräfin Elisabeth zusammen. „Was willst Du Deine liebe selige Mutter in dies Zerwürfniß verwickeln? Wie kommst Du darauf, liebes Kind?"

„Inspector Prutz sagte gestern etwas, das mich zu dem Gedanken leitete."

„Es ist sehr unklug und unvorsichtig vom Inspector, dergleichen Andeutungen zu wagen", entgegnete die Gräfin mit leichtem Verdruß. „Beunruhige Dich in-

dessen nicht darüber, meine Kleine. Ich gebe Dir hiermit die Versicherung, daß Deine Mutter, persönlich betrachtet, außer jeder Beziehung zu dem Ereignisse steht, welches störend in Askan's Verhältniß zu Deinem Vater eingriff."

„Aber es ist etwas von altem Familienhasse vorhanden", beharrte die junge Dame mit einer Combination, die ihr Niemand zugetraut. „Sag' es mir, Tante, Du weißt, ich ruhe nicht, bis ich die ganze Gespenstergeschichte ergründet habe."

Gräfin Elisabeth runzelte im stillen Unbehagen leicht die Stirn. „Wie Du mich quälst, Dora Bella!" sagte sie leise. „Es paßt nicht für Deine Phantasie, was der Zwistigkeit zu Grunde liegt. Alte verjährte Geschichten, im Zorn heraufbeschworen, vom innern Unmuthe unüberlegt benutzt — was längst todt und vergessen war, ist dadurch wieder ans Licht gezogen. Wir beide, Dein Vater und ich, wußten kaum von den Ereignissen, die den Ruin der Bärenberg auf Bostett herbeigeführt hatten. Natürlich forschten wir auf der Stelle nach und fanden auch endlich die wahrheitsgemäße Aufzeichnung des damaligen Burgkaplans im Familienarchive. Hätten wir früher davon Kenntniß gehabt, so hätten wir dem aufbrausenden Wesen des alten Grafen Askan besser ausweichen können. Ich

habe nie etwas von der Sage der Bostetter Annen-kapelle gehalten, weil der Aberglaube dem Teufel dabei eine Rolle gab. Zu meinem Erstaunen fand ich bei Entzifferung der wunderlich stilisirten, halb lateinisch verfaßten Aufzeichnung der Begebenheit, daß eine Thatsache zu Grunde lag, und ich habe zu Nutz und Frommen der spätern Generationen versucht, die Familientragödie, die ihre dämonische Einwirkung bis auf unsere Tage ausdehnte, in verständlicher und zeitgemäßer Ausdrucksweise aufzusetzen. Späterhin werde ich Dir das Manuscript zum Lesen geben, damit Dir Alles klar wird, was für den Augenblick noch für Dich ein Geheimniß bleiben muß."

„Hast Du das Manuscript in Deinem Schreibtische?" fragte Dora Bella auffallend hastig.

„Nein. Ich habe es dem Familienarchive einverleibt."

„Schade! Warum soll ich's wohl nicht jetzt lesen, da es mir doch späterhin erlaubt sein wird?"

„Der Inhalt paßt nicht für kindliche Phantasien," antwortete die Gräfin gelassen. Dora Bella warf ihrer Tante einen Blick zu, in welchem sich schelmischer Trotz mit kühner Entschlossenheit vereinigte. Sie verließ mit besonderer Eilfertigkeit ihren Platz auf dem Fußkissen der Tante, den sie bis dahin behauptet hatte, und setzte

sich höchst ehrbar auf den Sessel im andern Fenster, der vor dem Arbeitstische ihrer Tante stand. Hier ergriff sie die Nadel und begann an der großen bunten Stickerei, womit Gräfin Elisabeth ihre Mußestunden auszufüllen strebte, zu nähen.

Verwundert blickte die alte Dame eine Weile diesem Treiben zu, das von dem sonstigen Benehmen ihrer Nichte bedeutend abwich. Sie glaubte das junge Mädchen noch nie so holdselig gesehen zu haben wie in diesem Augenblicke. Ihr Auge richtete sich so fest und so liebevoll auf die schöne Mädchengestalt, daß es Dora Bella nicht entgehen konnte, welchen Eindruck sie auf ihre Tante gemacht hatte. Ein helles Roth überflog ihr Gesicht und sie hob ihre Augen mit strahlender Zärtlichkeit zu ihr empor, um sie dann wieder zu senken, gleich einer Sünderin, die verbotener Gedanken überführt worden ist.

Der Abend war während der Zeit herangenaht. Eine leichte Dämmerung umfing die Gegenstände im Zimmer, welches nur durch die zwei tiefen Bogenfenster Licht erhielt. Draußen glänzte freilich noch das Sonnengold des untergegangenen Tagesgestirns in den Baumgipfeln, allein ein duftiger Hauch stieg langsam aus den Thälern auf und drohte das Dunkel der Nacht zu beschleunigen.

Jetzt wurden Tritte in der Colonnade hörbar, die vom Schlosse nach diesem Flügel führte. Noch eine Minute und der greise Kammerdiener Sr. Excellenz öffnete die Flügelthür, mit freudeleuchtenden Augen zu den Damen hereinschauend.

„Se. Excellenz und Graf Askan wünschen aufzuwarten!" meldete er, respectvoll sich verbeugend. Dora Bella schlüpfte erschrocken hinter die Portière, die den Ausgang nach der Gallerie verbarg, Gräfin Elisabeth aber stand weit lebhafter bewegt, als man ihrer friedlichen Außenseite zutrauen konnte, auf und eilte ihrem Bruder und dem jungen Gaste entgegen.

Beide Herren wurden eben in den Colonnaden sichtbar. Askan hatte den rechten Arm liebevoll um den alten Grafen gelegt und hielt mit der Linken die Hand desselben, auf diese Weise seinen unsichern Schritt stützend. Der Augenschein lehrte, daß ein inneres Uebel die Kräfte des sonst noch stattlich aufgerichteten alten Mannes gelähmt und ihn theilweise auf die Hülfeleistungen Anderer angewiesen hatte. Stolz aber trug er noch seine Stirn himmelan und in den dunkeln Augen glühte noch die Geisteskraft, die ihn stets ausgezeichnet. Mit einem Lächeln, das an Gräfin Elisabeth's Lächeln erinnerte, blickte er auf Askan, während er durch die Hallen schritt, die vom Sonnengolde beleuchtet waren,

zeigte mit der Hand auf die Orangeriekübel, die hier ein Bosquet südlicher Art bildeten, und sagte heiter:

„Der Orangerie geht es wie Dir, Askan, sie hat sich seit Deiner Abwesenheit kräftig und schön entwickelt, sodaß sie jetzt dem Klima unserer Berge Trotz bietet. Sieh, diese Bäume waren Sprößlinge, als Du von uns Abschied nahmst."

„Die Vorsehung hat uns unter gleichen Schutz gestellt, lieber Onkel", antwortete Askan mit leiser Stimme. „Was diesen Bäumen die Sonne, das war mir Deine Güte. In solcher Atmosphäre ist das Gedeihen und die Entfaltung nicht anders zu erwarten."

Graf Harald lachte. „Die Antwort verräth Hofluft, Askan. Ob Du im Stande sein würdest, gleich meiner Orangerie die Bergluft hier zu ertragen?"

Askan zögerte mit der Antwort und hatte dann das Glück, derselben überhoben zu sein, weil Gräfin Elisabeth in der Thür ihres Zimmers erschien, um ihn freudig willkommen zu heißen. Graf Harald nickte ihr zu, als wolle er ihr im voraus eine Frage beantworten.

„Hier bringe ich ihn Dir, Elisabeth", rief er dabei. „Wir haben ihn wieder!"

Gräfin Elisabeth streckte dem jungen Manne beide Hände entgegen. Er ergriff sie und führte sie mit

einer gewissen Förmlichkeit an seine Lippen. Befremdet blickte die Dame ihn an.

„Wir scheinen uns fremd geworden zu sein", sprach sie unter einem gütigen Lächeln.

„Meinem Herzen kann nie etwas fremd werden, was ihm einmal theuer gewesen", war Askan's Antwort. „Bevor ich jedoch meinem eigenen Gefühle Ausdruck gebe, muß ich mich der Pflicht entledigen, die Grüße meines Herzogs an Gräfin Elisabeth Bärenberg auszurichten und sie seiner Verehrung, die nur mit seinem Tode enden könne, zu versichern."

„Serenissimus ist sehr gütig", erwiderte die Gräfin in vollkommener Ruhe. „Was macht der alte Herr? Es ist sehr lange her, daß wir zusammentrafen im Leben, und wenn Deine Anwesenheit am Hofe mein Andenken nicht in seiner Erinnerung aufgefrischt hätte, so würde Durchlaucht sich schwerlich meiner noch erinnert haben."

„Was ich von Durchlaucht vernahm, meine theure Tante Elisabeth, das stößt diese Behauptung total um", erwiderte Askan belebt.

„Alte Geschichten, lieber Askan", warf Graf Harald ein und ließ sich in einem bequemen Sessel nieder. „Herzog Karl thäte gut, darüber zu schweigen."

„Seine Gemahlin trug die Schuld, daß davon ge-

redet wurde. Von ihr, der hochverehrten Landesmutter, soll ich der Gräfin Elisabeth dies Medaillon überreichen und wörtlich bestellen: dies seien Bilder der Gegenwart; nur das Innere des Menschen trotze der Vergänglichkeit."

Gräfin Elisabeth griff hastig nach dem Kästchen, welches Askan ihr lächelnd bot, und öffnete es durch einen Druck an der Feder. Es klappte auseinander. Zwei Gemälde en miniature wurden sichtbar. Ein Schimmer von Rührung überflog die sanften Mienen der Gräfin und sie vermied es sichtlich, dem Blicke ihres Bruders zu begegnen, als sie sich mit dem Medaillon näher zum Fenster stellte.

„Die Zeit wird dem fürstlichen Paare wie uns andern Erdenbewohnern mit vernichtendem Griffel das Alter ins Gesicht geschrieben haben", bemerkte der alte Herr mit philosophischem Gleichmuth. „Vertiefe Dich nicht in das Anschauen der vergangenen Erdenblüte, Elisabeth, darin vergehen die Gedanken der Hoffnung. Höre lieber auf meine freudigen Eröffnungen, die das Verhältniß Askan's zu uns feststellen."

Gräfin Elisabeth legte rasch das Medaillon auf ihren Arbeitstisch und setzte sich bereitwillig zu ihrem Bruder. Der Ausdruck seines Gesichts hatte ihr schon die Bürgschaft seines innern Friedens gegeben. Der

Grund zu Besorgnissen, welche seine Pläne für die Zukunft stören konnten, war also beseitigt.

„Denke Dir, daß Askan's Vater niemals eine Willensmeinung rücksichtlich unseres Zerwürfnisses geäußert hat, wir mithin durch seinen Tod all und jeden Conflict als beendet ansehen können", begann der alte Graf das Gespräch.

„Ich glaube sogar versichern zu können, daß mein verstorbener Vater seinen übereilten Schwur stets bereut hat", fügte Askan hinzu.

„Es war auch ein thörichter Schwur, den er in der Hitze des Wortgefechts als eine unübersteigliche Schranke zwischen uns warf", entgegnete Graf Harald. „Hätte Dein Vater die Einwirkung dieses Beschlusses bis auf spätere Zeiten ausgedehnt, so würde er eine schwere Verantwortung auf sich geladen haben. Dein Glück hing davon ab, Askan! Mir steht es frei, unter den vorhandenen Grafen Bärenberg den zu wählen, welcher für künftige Zeiten als Stammherr mit der Stammbesitzung belehnt werden soll. Nachdem ich von Dir erfahren habe, daß meiner Wahl, wenn sie auf Dich fällt, nichts Hinderndes im Wege steht, bin ich entschlossen, mein Testament zu machen."

Askan, der sich, augenscheinlich bewegt und in fieberhafter Spannung, nicht gesetzt, sondern auf die

hohe Lehne seines Sessels gestützt hatte, neigte nur stumm das Haupt.

Der alte Graf fuhr fort: „Reinhold Lessel hat meine Instructionen vorläufig schon erhalten und er ist mit allen Vorarbeiten so weit gediehen, daß nur die üblichen Formalitäten noch zu vollziehen sind.“

Er hielt inne und blickte mit herzlicher Freundlichkeit in Askan's Auge. Der junge Mann zeigte eine große Selbstbeherrschung. Sein Gesicht blieb kalt und ruhig, obwohl der nächste Augenblick ihn zum künftigen Besitzer einer Herrschaft machen konnte, die ihn selbst in den Augen seines Fürsten zum beneidenswerthesten Sterblichen erhob. Das Auge gesenkt und die Lippe geschlossen stand er da, bereit, das Glück mit Würde zu empfangen, das ihm vom Geschick gespendet wurde. Graf Harald lächelte zufrieden. So wollte er den Mann haben, den er an seiner Statt hier einzusetzen strebte.

„Du wirst der Erbe eines erlöschenden Stammes werden, Askan. Fortan wird hier ein Geschlecht erblühen, das aus den Harald-Askan-Bärenberg neu begründet ist.“

Askan konnte jetzt einer Dankesregung nicht widerstehen, er neigte sich und preßte seine Lippen auf die Hand des alten Herrn — die Lippen bebten leise.

Einen Blick des Einverständnisses mit seiner Schwester tauschend fuhr Graf Harald fort:

„Was Dir als Begründer des neuen Stammes obliegt, wirst Du in dem Vermächtnisse finden, das ausführlich darüber Auskunft gibt. Der hartnäckige Unwille Deines Vaters über meine Heirath mit der Urenkelin der Prinzeß Lichtberg konnte Dich dieses Erbtheils berauben, wenn nicht die Vorsehung zuerst Deinen Vater und dann auch meine süßeste Lebensfreude, meine Gattin hätte sterben lassen. Der Schwur Deines Vaters lautete dahin, daß Du die Schwelle meines Hauses nie betreten dürftest, solange die Abkömmlingin einer Dame hier walte, welche zu verfluchen sein Stamm gezwungen sei."

Gräfin Elisabeth hatte bei der letzten Wendung des Gesprächs erst wieder Dora Bella's gedacht und danach mit unruhigen Blicken das Zimmer überflogen und die Vorhänge der darin befindlichen Thüren gemustert. Dora Bella war verschwunden. Hatte die junge Dame sich nur muthwillig versteckt oder hatte sie in einem Anfalle von Schüchternheit das Zimmer ganz verlassen? Von den Bewegungen ihres Gemüths in Anspruch genommen, hatte Gräfin Elisabeth nicht an das arme Kind gedacht und sie machte sich nun Vorwürfe darüber. Leise erhob sie sich. Ihre erste

Regung trieb sie, die Rede ihres Bruders zu hemmen. Die Schonung erforderte es, daß Dora Bella nicht erfuhr, inwiefern ihre Mutter eine Veranlassung zu dem jahrelangen Zerwürfniß in der Familie gewesen war. Sie stand aber von ihrem Vorhaben ab, dem alten Herrn durch das Geständniß von Dora Bella's Anwesenheit im Zimmer Schweigen aufzuerlegen, weil in dem kindischen Verstecken des Mädchens etwas Lächerliches lag. Unruhig schritt sie endlich auf die Thür zu, die nach der Gallerie führte, und trat vorsichtig hinter die Portière. Die Thür stand offen, eine zweite Thür, die unmittelbar in die Gallerie mündete, ebenfalls. Von Dora Bella keine Spur. Jedenfalls hatte die junge Dame die Flucht ergriffen und war schleunigst auf demselben Wege entwichen, auf dem sie gekommen war. Zufriedengestellt durch die Ansicht, daß dies sogleich nach dem Eintreten der beiden Herrn geschehen sein würde, schloß Gräfin Elisabeth die Thüren und ging ins Zimmer zurück.

Sie fand die Scene dort etwas verändert. Askan hatte neben dem alten Herrn Platz genommen und somit der Verhandlung einen traulichern Charakter gegeben.

Nachdem die ernsten Erklärungen überwunden waren, nachdem Askan sich versichert fühlte, mit höchst

wohlwollenden Absichten zu einem Besuche auf Bärenberg eingeladen worden zu sein, wagte er es, sich der Zuneigung zu überlassen, die ihn zu dem großmüthigen Mann zog, der trotz aller Zwischenfälle mit Vatertreue an ihm gehangen.

Gräfin Elisabeth gesellte sich zu ihnen. Das unbedingte Vertrauen ihres Bruders machte sie zu seiner Verbündeten. Durch Sympathie und Blutsverwandtschaft eng verbunden, verlor sich die Nachwirkung einer langjährigen Trennung auf der Stelle, als sie sich alle drei plötzlich am alten Platze wiederfanden. Was die Zeit verändert hatte an ihnen, das ersetzte sich augenblicklich durch ein liebevolles Einverständniß. Die ernste Besorgniß des Grafen, daß Askan's Vater im wilden Zorn des Sohnes mögliches Glück zerstört haben könne, daß der Verstorbene jede spätere Annäherung zu verhindern oder mindestens zu erschweren gestrebt, erwies sich als grundlos. Askan war zu ihm zurückgekehrt als ein edler, würdiger Mann, welcher der Absichten, die er hatte, werth schien. Was dazwischen lag an stillem Glück und süßer Freude, das vergaßen die alten Menschen für den Augenblick. Selbst der tiefe Schmerz beim Verluste seiner jungen blühenden Gattin, der ihn hülflos darniedergeworfen, verlor momentan an Herbigkeit, während Graf Harald

die Ueberzeugung gewann, daß seine Wünsche gekrönt werden würden. Er vergaß die Tochter über dem Sohne, den er sich erkoren, er hielt die Erfolge dessen, der nur durch Wahlverwandtschaft zu ihm gehörte, für wichtiger als das Geschick des eigenen Kindes.

Im Stillen freilich verband Graf Harald Beides. Die Zukunft Dora Bella's sicher zu stellen, war seine Beschäftigung seit Jahren, und daß ihn diese Pflicht stets auf den Wunsch zurückgeführt, den Knaben, welchen er in seiner Kindheit schon darauf hingewiesen, sich als Erben von Bärenberg zu betrachten, zum Gatten Dora Bella's wählen zu können; war ganz natürlich. Solange seine Gattin lebte, trat dieser Wunsch nicht lebhaft hervor. Jetzt wurde er indeß zur Leidenschaft und führte ihn zu den Versuchen, die ihn einer Verwirklichung aller Pläne näher brachten.

Der alte Graf hatte alle Möglichkeiten erwogen, bevor er Askan zu sich entbot. Sein Stamm gehörte zu jenen früherhin reichsunmittelbaren Ständen, deren Häuptern in Rücksicht auf ihre Abstammung und auf ihre Besitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugesichert waren, welche auf besondere Privilegien sich stützten. Namentlich war ihm aber die unbeschränkte Freiheit geblieben, über seine Besitzungen und über seine Familienverhältnisse Verfügungen zu treffen, die

nur dem Landesherrn bekannt gemacht zu werden brauchten, um in voller Gültigkeit zu bestehen. Diese Gerechtsame dehnten sich noch weiter aus und gingen in Ermangelung männlicher Erben auf die letzte Tochter über, die sich dann dem Stammrechte nach unbehindert vermählen konnte und dadurch ihrem Gatten den Nießbrauch ihres Vermögens gestattete, ihm indeß einen Anspruch auf die Familienvorrechte nicht zu gewähren vermochte. Diese zu verleihen mußte der letzte der Grafen Harald-Bärenberg seinen Nachfolger im Stamme erwählt und testamentarisch bestimmt haben.

Auf dieses Vorrecht gründete Graf Harald seine Pläne, als er Askan zu seinem Stammerben, aber auch zugleich zu seinem Schwiegersohn erkor.

Im Falle er auf Schwierigkeiten gestoßen wäre, die sich nicht heben ließen, im Falle der Vater Askan's eine mögliche Verbindung vorausgesehen und mit seinem Zorne bedroht und verworfen hätte, wollte Graf Harald seiner Tochter Dora Bella das Recht ihrer Erbansprüche testamentarisch sichern und ihr eine freie Wahl des Gatten gestatten. So ungefähr lautete der Entwurf des Testaments, welches, wie sich der alte Graf gegen Askan ausdrückte, schon vorläufig so weit ausgearbeitet war, daß nur noch die üblichen Formalitäten zu beobachten blieben.

Alle diese Vorsichtsmaßregeln waren nun unnöthig geworden.

Askan saß neben ihm, ausgestattet mit allen Vorzügen, die Erziehung einer edeln Geburt verleihen kann. Askan war ein würdiger Gefährte für Dora Bella, ein würdiger Repräsentant der Weltstellung, die er ihm durch seine Gunst verschaffen wollte. Dora Bella konnte sich unter der Leitung ihres künftigen Gatten für den Beruf ausbilden, der ihrer wartete. Dora Bella sollte in der Anerkennung seiner hervorragenden Eigenschaften von dem Streben erfüllt werden, diesem künftigen Gatten nachzueifern. Askan's Liebe und Güte sollten das Herz Dora Bella's aus dem Schlummer wecken, diesem Manne gönnte Graf Harald den ersten Pulsschlag, der das Herz seiner wilden Taube bewegte.

Im Vollgefühle seiner Zufriedenheit fragte der alte Herr endlich nach seiner Tochter und beauftragte den greisen Volkmann, Comtesse Dora Bella zu benachrichtigen, daß man den Thee en famille im Zimmer der Tante trinken wolle.

Der alte Kammerdiener kam zurück und meldete, Comtesse Dora Bella sei nicht in ihrem Zimmer und man habe sie vor Abend nach der Gallerie gehen sehen. Allein auch dort sei Comtesse Dora Bella nicht zu finden.

„Lassen wir das Kind", entschied Graf Harald. „Es ist vielleicht ihr letzter Freiheitsflug! Ich denke, süße Fesseln werden sie bald in unserer Mitte festhalten."

Der Blick, welcher diese Worte begleitete, jagte einen Schauder durch Askan's Seele. Sollte Graf Harald ihm das Opfer auferlegen wollen, dies halb cultivirte Wesen durch „süße Fesseln" zu zähmen? Sein ganzes Inneres lehnte sich gegen den Plan auf und er fühlte die Kraft, eher der verführerischen Pracht seiner künftigen Lebensstellung zu entsagen, als in Gemeinschaft mit Dora Bella zu leben. Verwöhnt von dem feinen, geistigen Leben, das vorzugsweise das Element des Hofkreises war, worin er sich seit Jahren wohlgefallen, verabscheute er nichts so sehr als die Naturwüchsigkeit des Menschen. Ein Mann ohne Formen war ihm greulich. Eine Frau, welche nicht stets die strengsten Regeln der Etikette beobachtete, verachtete er gründlich. Und dies gesetzwidrig natürliche, verwilderte, dreiste Mädchen sollte in Beziehungen zu ihm stehen, die ihn für ihr Betragen verantwortlich machten?

„Nimmermehr!" gelobte sich der junge Mann. „Lieber Entbehrung und Armuth ohne Dora Bella, als Reichthum, Glanz und Ueppigkeit mit ihrer Hand.

Hieße es nicht dem Fluche meiner Ahnfrau trotzen, wollte ich die wilde Rebe eines wüsten Stammes zu fesseln suchen? Nimmermehr! Ja, wenn sie veredelt, wenn sie sittig und zartsinnig, wenn sie in heiliger Reinheit den alten Fluch ihrer Abstammung vernichten könnte!"

Fünftes Kapitel.

Dora Bella hatte das Zimmer ihrer Tante unter der Einwirkung eines leichten Schreckens verlassen, jedoch keineswegs in der Absicht, nicht wieder dahin zurückkehren zu wollen. Nur um sich dem prüfenden Auge Askan's in freier Stimmung zu präsentiren, wich das junge Mädchen demselben aus, als sie fühlte, daß sie befangen und verlegen geworden war. Ihre guten Vorsätze verflogen alsbald beim Beginn eines Gesprächs, das ihr klar machte, weswegen Askan jetzt auf Schloß Bärenberg angelangt sei.

Mit einer Spannung, die sie fieberhaft zittern machte, hörte die junge Dame die Erklärungen ihres Vaters. Ein Weh eigener Art durchrieselte ihr junges Herz, indem sie begriff, daß nicht sie allein durch die Liebe und Fürsorge desselben beglückt werde, daß noch

innigere Interessen ihn mit seinem jungen Vetter Askan verknüpften als mit ihr, der Tochter eines verlöschenden Stammes. Ihr inneres Weh steigerte sich bei der Erwähnung ihrer Mutter bis zum Schmerze. Mit angehaltenem Athem lauschte sie, da sah sie ihre Tante sich erheben und floh geräuschlos durch die Gallerie in ihr Zimmer, wo sie erschöpft von widerstreitenden Empfindungen zusammenbrach. Nicht eine Minute rastete sie aber. Das unselige Geheimniß, das ihre liebe, fröhliche Mama mit dem Zerwürfniß der Bärenberge verflocht, mußte enthüllt werden. Dora Bella raffte sich auf und eilte mit beflügelten Schritten nach dem östlichen Thurm, der an die Wohnung ihres Vaters grenzte und außer dem schönen, großen Bibliothekzimmer noch das Archiv in seinen dicken Mauern barg.

Dora Bella wußte hier wie überall im Schlosse vortrefflich Bescheid. Mit der Wißbegierde einer lebhaften Kindernatur hatte sie hier stundenlang schon gekramt, ohne Grauen und Furcht zu fühlen. Sie wußte den Schlüssel des Archivs zu finden, aber das Tageslicht reichte nicht mehr aus, die dunkeln Räume zu erhellen, die sie nach dem Manuscript, welches Gräfin Elisabeth aus alten Pergamenten gefertigt hatte, durchsuchen mußte. Rathlos blickte Dora Bella in der Bibliothek umher.

Grauste es ihr nicht in diesem Halbdunkel, das die verschiedenen Globus, die Retorten und sonstigen Geräthschaften zu chemischen Versuchen, die Graf Harald liebte, in ein gespenstisches Licht kleidete?

Nein! Ihre Seele war nur von dem Gedanken erfüllt, zu erfahren, was ihre Vorfahren verbrochen haben konnten, um ihr unschuldiges Dasein noch mit einem Fluche zu verfolgen. Sie mußte das wissen und sollte sie die ganze Nacht hier weilen! Ha, dort, dort leuchtete etwas Weißes! Es war eine Wachskerze auf einem silbernen Leuchter. Dora Bella erinnerte sich, daß ihr Vater vor einiger Zeit damit hinaufgegangen war, um im Archiv etwas zu suchen. Gut, diese Kerze sollte auch ihr dienen. Es kam aber darauf an, sie anzuzünden. Ihre Blicke irrten suchend umher. Sie hatte keine Zeit zu verlieren, wenn sie den Zweck ihres Hierseins erreichen wollte. Da lag die Cigarrentasche ihres Vaters; ah, er war also oft und lange anwesend im Bibliothekzimmer. Freilich, er arbeitete ja daran, seinen Liebling Askan zum Herrn auf Bärenberg zu machen. Wo die Cigarrentasche war, fand sich auch Zündstoff, also suchte Dora Bella weiter. Der Sonnenglanz draußen wurde allmälig matter — sollte ihr Streifzug in die Bibliothek vergebens gewesen sein? Eifrig kramte das junge Mädchen die

umherliegenden Papiere zur Seite — ihr Blick fiel darauf nieder — ein blitzähnliches Zucken der freudigsten Ueberraschung bekundete, daß sie etwas Wichtiges gelesen habe. Rasch nahm sie ein altes Pergament in die Höhe und trat damit zur Fensterwölbung. Mit Schnörkeln überladen, farbig verziert und mit mächtigen Wachssiegeln bekräftigt, verrieth diese alte Urkunde dem überraschten Mädchen, daß in Anbetracht der Möglichkeit eines Aussterbens des Stammes Harald-Bärenberg dem letzten Harald-Bärenberg freistehe, eine Tochter zur neuen Stammmutter zu erheben, indem er sie verheirathe und dem Gemahl derselben seinen Namen verleihe, wozu es nur der formellen Beistimmung des Königs bedürfe. Dora Bella ließ das Pergament sinken und blickte sinnend hinaus in die gesegnete Aue, die sich von diesem Thurm aus überschauen ließ. Dann las sie weiter. Es wurde ihr schwer, den Sinn dieser Urkunde aus dem alten Stile mit seinen vielen untermengten lateinischen Ausdrücken zu entziffern. Sie ersah aber dennoch deutlich daraus, daß den Töchtern des ausgestorbenen Stammes ganz bedeutende Freiheiten garantirt wurden und daß es den edelgeborenen Gräfinnen Bärenberg freistehe, sich gegen den Beschluß des letzten Harald-Bärenberg aufzulehnen, im Fall ihnen der erwählte Begründer eines

neuen Stammes nicht genehm sei. Dora Bella las das alte Document wohl sechsmal durch, bevor sie wieder an den eigentlichen Zweck ihres Hierseins dachte. Sie prägte sich mit unklarem Bewußtsein den Inhalt desselben ein. Der falbe Abendschein sendete ihr dazu das letzte Licht. Es wurde beinahe finster in der großen, winkligen Bibliothek. Dora Bella trug das Pergament wieder auf den Platz zurück, wo sie es gefunden. Als sie es niederlegte, fiel etwas klirrend zur Erde nieder. Es war ein silbernes Büchschen mit Zündschwamm.

Aufjauchzend vor Freude steckte die junge Dame das Licht an und verfügte sich ins Archiv, wo sie in fieberhafter Hast ihre Forschungen nach dem Manuscript der alten Sage begann. Nicht lange und sie hielt es in den Händen. Rasch machte sie sich bereit, es zu lesen. Die Zeit drängte. Nur an diesem Abend, der durch Askan's Ankunft wesentlich von dem gewöhnlichen Treiben im Schlosse abwich, war es ihr möglich, ungestört in der Bibliothek weilen zu können. Sie mußte aber wissen, was vor Zeiten geschehen sei, um noch jetzt das Gefühl des Hasses gegen die Familie ihrer armen, lieben Mutter aufrecht zu halten.

Dora Bella überflog begierig die Blätter, die vor ihr lagen. Was sich beim Lesen derselben in ihrem

Innern regte, wirkte späterhin zu sichtbar auf ihre Handlungen ein, als daß man nöthig hätte, ihre Gefühle zu zergliedern und offen zu legen.

Der Ausspruch ihrer Tante bewahrheitete sich. Der Inhalt der Sage war für eine kindliche Phantasie unpassend, aber es weckte in ihr die Kraft des Geistes, was sie las. Die innere Spannung, das leidenschaftliche Interesse und die schwankende Empörung trieben das Blut schneller durch Dora Bella's Adern. Bald glühte ihr Auge von einem tiefen Feuer, bald athmete sie kurz und hastig wie im Fieber, bald warf sie die Blätter voll Erbitterung auf den Tisch und hielt minutenlang die Hände vor die Augen, als scheue sie sich, die ersehnte Aufklärung weiter zu verfolgen.

Um die Ueberzeugung zu gewinnen, daß nicht kindische Beurtheilungskraft Dora Bella's Phantasie erhitzte, lesen wir das Manuscript mit ihr. Es lautete:

„Es gab eine Zeit, wo das Geschlecht der Bärenberg eine wichtige Rolle im deutschen Reiche spielte, wo es Sitz und Stimme auf der Fürstenbank hatte und mit landesherrlicher Gewalt auf seinen Besitzthümern thronte. Aber es kam eine Wendung im Geschick der Grafen Bärenberg, die das Geschlecht in zwei Linien theilte, wodurch sich ihre Macht zersplitterte.

Seitdem war das Glück dem alten Stamme, den Graf Harald Bärenberg fortführte, günstiger als der Nebenlinie, die sich Askan-Bärenberg nannte und als Hauptbesitzung die Burg Bostett uafwies. Nicht allein, daß Graf Askan Bärenberg-Bostett vieler Vorrechte und Privilegien verlustig ging, weil er mit keckem Muth seinem Kaiser getrotzt hatte, sondern seine Nachkommen führten auch ein Leben voll Saus und Braus, das mit den Einnahmen ihrer Besitzungen nicht im Einklang stand. Es waren eben die Grafen Askan eine Reihe stattlich schöner Männer mit allen Leidenschaften und Fehlern, dabei aber im innersten Kern doch echte Grafen Bärenberg.

Zur Zeit des letzten Markgrafen und Kurfürsten Johann Georg residirte Graf Askan Ewald Bärenberg auf Bostett. Er war der schönste Mann seiner Zeit. Feurig und prachtliebend, wie nur einer seines Stammes, wählte er lange unter den Töchtern des Landes, ehe er sich entschloß, die blonde, liebliche Anna von Krosek zu seiner Gattin zu machen. Eine Zeit lang blieb diese Ehe die glücklichste von der Welt. Ein Jahr verflog und noch eins, da zog Graf Askan Ewald zum Hoflager des Markgrafen Johann Georg. Sein blondes, schönes, zartes Weib blieb jedoch daheim, weil sich die süße Ahnung in ihr regte, dem geliebten Gatten

den sehnlichen Wunsch nach einem Stammerben erfüllen zu können. Ihr junger Bruder Wilfried leistete ihr in ihrer Einsamkeit Gesellschaft.

Nur einige Wochen blieb Graf Askan Ewald fort, dann kam er zurück in die Heimat, ein ganz Anderer, als er ausgezogen war.

Er brachte eine hohe Dame nebst ihrem Hofstaat mit. Es war des Markgrafen Johann Georg Schwägerin Ludmilla, eine geborene Prinzeß von Lichtberg, die unter dem Vorwande in die Heimat ihn begleitete, das Paradies kennen lernen zu wollen, wo Graf Askan mit der holden Gattin hause.

Die Landgräfin war schön für die Augen der Männer; sie war üppig gewachsen und in der Blüte des Frauenalters, wo das Bewußtsein ihrer Macht den Zauber steigert, der sie umfließt. Die Landgräfin Ludmilla war aber voll böser Neigungen, sie war leichtfertig und gefallsüchtig, sie war eitel und sittenlos. Der Kurfürst, ihr Schwager, haßte sie um ihres schlechten Lebenswandels willen und hatte sie wegen eines skandalösen Liebeshandels von seinem Hofe verbannt. Da ihr Gemahl, ein schwächlicher, der Gelehrsamkeit sehr ergebener Herr, sie nun nicht bei sich dulden durfte, so verlegte die schöne Dame ihren Liebeshof nach Graf Askan's Paradies, und bald ver-

drängten luftige, leichte und reizende Gestalten, rauschende Vergnügungen und wüste Gelage die ehrbare Stille der patriarchalischen Sitten und Gebräuche, die sonst dort gewaltet.

Auf Gräfin Anna nahm Niemand Rücksicht, am allerwenigsten Graf Askan, der in den süßen Fesseln einer verbotenen Liebe schmachtete.

Gräfin Anna fühlte ihr Elend, aber sie begriff diese Heimsuchung Gottes nicht, da sie sich sagen konnte, ein solches Schicksal nicht verdient zu haben. Sie stand allein, ganz allein unter den leichtfertigen Gästen, denn ihr Bruder Wilfried, der Page bei der Kaiserin Maria Theresia war, hatte sie sogleich nach der Ankunft seines Schwagers Askan wieder verlassen, um zu seiner Gebieterin zurückzueilen.

Gräfin Anna hatte die Hoffnung auf eine plötzliche Umkehr ihres Gatten noch nicht ganz aufgegeben, obwohl eine Woche nach der andern verlief, ohne die unerträglichen Gäste zu entfernen. Sie hatte die Liebe, die da gern duldet und auf Besserung hofft, noch nicht verloren. Sie trug sich mit dem Glauben, daß die Geburt ihres Kindes, die nicht lange mehr ausbleiben konnte, mit einem Schlage der wilden Wirthschaft ein Ende machen würde, besonders wenn es ein Knabe sein sollte, der das Licht der Welt erblickte. Sie wußte

ja, welch einen Werth ihr Gemahl auf die Geburt eines Stammerben gelegt, wie beglückt er von der Aussicht gewesen war, Vater zu werden, auch wenn sie ihm eine Tochter schenken sollte.

Gräfin Anna wartete demüthig der Zeit, wo sie wieder in die Rechte eingesetzt werden würde, die sie beanspruchen durfte.

Aber die Verhältnisse wendeten sich. Die Stunde schlug, wo sich in ihrem Herzen das kleine Tröpfchen Gift, das in jedem Menschen verborgen ist, regte, wo sich ein Atom des Hasses, welches fast in jeder flammend heißen Liebe ruht, geltend machte, wo es schwoll, wo es riesengroß wurde und als eine neue Leidenschaft den guten Sinn der jungen lieblichen Frau unterjochte.

Gräfin Anna hatte es schon längst vermieden, in der Geselligkeit des Schlosses zu erscheinen, die ihr in der tiefsten Seele zuwider war. Sie wählte zu ihrem Aufenthalt immer diejenigen Räume, die fern genug vom sinnebethörenden Lärm des neuen Hoflagers lagen, um nicht dadurch gestört und aufgeregt zu werden.

Eines Abends schlich sie matt und müde, herzlich betrübt und traurige Vergleiche ausspinnend in den Schatten der kühlen Waldung, wo sie unweit des

Schloßparkes Ruheplätze finden konnte in der einsamen, beschwichtigenden Stille.

Sie schritt langsam dahin im goldenen Abendglanze. Ihr Leid drückte den Stempel einer heiligen Ruhe auf das bleiche Gesicht und der Blick ihrer Augen verrieth die Wehmuth eines schmerzerfüllten Herzens, das sich in Gottes Willen gefügt hat.

In dieser Seelenstimmung erreichte sie ein Lusthaus mit doppelten Laubwänden, welches der Klippe gegenüber lag, die mit ihren zackigen, zerklüfteten Felswänden eine Zierde der Gegend war. Hier ließ sich Gräfin Anna nieder. Ihr Auge hob sich zu dem verwitterten Gestein, das von der Abendsonne verklärt wurde, und sie betete mit Inbrunst zur Jungfrau Maria um Beistand in der schweren Stunde, die ihr bevorstand.

Mitten in ihren schwermüthigen Gebeten hörte sie Stimmen von dem Wege her dringen, den sie eben gekommen war. O es war der Klang des Uebermuths, der diese Stimmen heller ertönen ließ, es war der Ausdruck fröhlicher Lust darin!

Gräfin Anna erkannte sogleich diese Stimmen und sie schlüpfte so eilig wie möglich in die zweite Laubwand, die einen Ausweg nach dem nächsten Parkweg hatte. Es gelang ihr aber nicht, aus dem Laubgewinde zu entfliehen, bevor die Landgräfin Ludmilla und Graf

Askan näher kamen. Sie mußte es aufgeben, die Wand zu durchbrechen, und saß nun wie ein gefangener Vogel mitten im Laubwerk, still des Augenblicks harrend, wo die beiden heiter plaudernden Menschen vorüber sein würden.

Graf Askan und die Landgräfin Ludmilla hielten es indessen für gerathen, hier auszuruhen. Er führte die Dame in das einladende Laubhüttchen, das ein reizendes Versteck für Liebende war.

Die Dame ließ sich nieder auf derselben Stelle, wo Gräfin Anna so eben noch gebetet hatte, und Graf Askan warf sich vor ihr aufs Knie, mit glühender Huldigung in ihr schönes Gesicht schauend.

„Stehen Sie auf, Graf", sprach lachend die Dame und die Glut ihres eigenen Herzens färbte ihre Wangen sehr, sehr roth. „Stehen Sie auf! Solche Huldigungen dürfen Sie nach den Lehren der lieben christlichen Kirche, der Sie angehören, nur Ihrer Gemahlin widmen."

„Kehrt sich das Herz, das in Liebe und Anbetung glühende Herz an die kalten Vorschriften der Kirche, schöne Geliebte?" fragte der Graf mit einem Ton, der das Herz der armen Gräfin Anna wie ein zweischneidig Schwert durchbohrte.

„Was hilft es aber, wenn wir auch nicht darauf

achten? Ihre Kirche verbietet ja unsere Vereinigung, sie betrachtet Ihre Liebe als eine Sakramentsentheiligung und verwirft Sie als einen Meineidigen."

„Meinen Sie, theure Ludmilla, daß solche Vorwürfe der Kirche mein Gemüth beunruhigen?" fragte der Graf, zärtlich ihre Hände mit Küssen bedeckend.

„Aber Ihrer Frau scheinen doch dergleichen Beunruhigungen die gute Laune zu verderben", meinte die Dame, keck seinen feurigen Blicken begegnend. „Ich will, Ihre scheinheilige Hausfrau soll mich besser ehren, damit man nicht aufmerksam auf unsere Liebe werde. Der Burgkaplan von Bärenberg hat mir gestern eine salbungsvolle Rede gehalten und die heilige Stellung einer Hausfrau, welche dem Stamme einen Erben zu geben im Begriff steht, meiner christlichen Schonung empfohlen."

Die Dame lachte ausgelassen und fuhr dann unter sprechenden Liebesblicken fort:

„Ich habe dem guten Pater bemerklich gemacht, daß die liebe, fromme Hausfrau des schönen, ritterlichen Grafen Askan ja Trost und Hülfe bei ihren Heiligen suchen könne. Der Pater strafte mich mit Verachtung, indem er mich schweigend verließ. Ich ging aber mit mir zu Rathe, mein lieber Graf, und fand schließlich angemessen, daß Sie Ihrer bleichen, nüchternen Haus-

frau mehr Aufmerksamkeit widmen müssen, damit das stille Geschöpf etwas munterer erscheint. Ich befehle Ihnen also, eine Portion Zärtlichkeit an Ihre Gemahlin zu verschwenden —"

„Verlangen Sie nichts, was ich nicht leisten kann", fiel Graf Askan hingerissen und bethört von ihren unkeuschen Liebesblicken ein. „Anna kann nichts weiter fordern, als daß ich sie achte und ehre. Sie, Ludmilla, Sie sind die Königin meines Herzens, der Athem meines Lebens, die Wonne meiner Träume. Wohl haben Sie Recht, wenn Sie Anna ein bleiches, nüchternes Wesen nennen. Anna muß und wird sich zufrieden geben, wenn ich sie fernerhin als die Mutter des Kindes ehre, das sie mir geben wird. Hoffentlich ist es ein Sohn. Ich ersehne mir einen Stammerben und der Himmel wird mir schon gnädig sein, daß ich keine Tochter, sondern einen Sohn begrüße. Die Mutter meines Stammerben werde ich also ehren; sollte mir jedoch eine Tochter geboren werden, so sinkt das Ansehen der Gräfin Anna und sie weicht Ihren Ansprüchen, meine theure Geliebte."

„Dann trenne ich mich nie wieder von Dir und Deinem Paradiese, Du schöner, ritterlicher Graf", koste die Dame. „Dann lebe ich nur Dir, dann trotze ich den albernen Vorschriften des Paters, der uns unsere

Liebe zur Sünde anrechnen will, dann ernennen wir die scheinheilige, sanftblickende Hausfrau zur Aufseherin des Hauswesens und leben ungetheilt unserer Lust und Leidenschaft."

Hellauf vor Entzücken lachte die schöne Versucherin, die mit dämonischen Reizen den Grafen vom Weg der Tugend verlockt hatte, hellauf lachte sie vor Lust, während der bleichen Gattin Askan's das Herz brach und der kleine Gifttropfen in ihrem Innern zum furchtbaren Zorn aufwallte. Wie lange die beiden sündigen Menschen noch geplaudert, gescherzt und gekost haben mögen, was thut das der Nachwelt, zu deren Nutz und Frommen diese kleine Tragödie aufgezeichnet werden soll!

Genug, Gräfin Anna trat als ein verändertes Wesen aus der Laubgrotte, worin sie zu ihrer Qual hatte ausharren müssen. Sie sah mit festen und entschlossenen Blicken in die feurigen Wolken der sinkenden Sonne und hob ihre Rechte wie zum Schwur gegen den Himmel auf, als ihre bebenden Lippen flüsterten:

„Nie soll der treulose Verräther einen Stammerben mit seinen Augen sehen — nie, nie! Meine heilige Schutzpatronin helfe nur, daß mir mein Vorhaben gelinge! Möge der böse Geist sich der Seele dessen bemächtigen, der mich um seiner sündigen Liebe willen geschmäht

und verachtet hat! Dir aber, meine heilige Schutzpatronin, will ich eine Kapelle auf jener Klippe bauen lassen, wenn Du mir beistehst, die Macht meiner Feinde zu vernichten. Allabendlich um die Zeit des Sonnenuntergangs soll zu Deiner Ehre ein Abendgeläut erklingen hinab ins Thal und herüber ins Schloß zu mir, wo ich von jetzt an den Haushalt meines verruchten Gatten und seines schändlichen Liebs führen werde auf eine Weise, daß sie beide beschämt weichen und verfolgt vom Hohn der Schloßeigenen das Paradies verlassen sollen auf ewige Zeiten. Dazu verhilf mir, heilige Anna, und bitte für mich um Erhörung am Thron des Höchsten!"

Stolz aufgerichtet schritt Gräfin Anna auf einem Nebenwege ins Schloß zurück und sendete noch an diesem Abend einen reitenden Boten nach der kaiserlichen Residenz, wo ihr Bruder, der einzige Verwandte, den sie auf der Welt besaß, weilte. Sie ließ den Jüngling zu sich entbieten, aber nicht aufs Schloß, sondern in das Städtchen, das am Abhang des Bergs lag, worauf die Burg Bostett prangte. Dorthin verfügte sie sich dann eines Tags, als sie wußte, daß Wilfried von Krosek angelangt sei und ihrer harre. Der arme Knabe, in die Pläne eingeweiht, die seine sanfte Schwester Anna racheglühend entworfen, erschrak

und suchte sie umzustimmen. Er fühlte sich der schweren Verantwortung nicht gewachsen, die ihm eine Mitwissenschaft des Vorhabens auferlegte. Gräfin Anna blieb jedoch unerschütterlich und forderte schließlich im Namen ihrer Aeltern seinen Beistand, den er nun auch nicht versagte.

Beruhigt kehrte die Dame darauf nach der Burg Bostett zurück und wartete der Zeit, die ihre Vorsätze reifen mußte. Ihr Bruder Wilfried blieb jedoch unten in der Stadt.

Nun geschah es aber bald danach, daß in einer hellen, warmen Sommernacht ungefähr in der elften Stunde beim ersten Hause, das am Bergabhang im Eingang der kleinen Stadt lag, ein Hund anschlug und sein eifriger werdendes Bellen nicht eher einstellte, bis die Bewohnerin des Häuschens, aus ihrem Schlummer aufgeschreckt, in der geöffneten Hausthür erschien. Ihr erstes Wort beschwichtigte den Hund, der von ihr dazu angelernt war, als Wecker zu dienen, wenn in der Nacht Jemand ihre Hülfe in Anspruch zu nehmen gedrungen sein sollte.

Die Bewohnerin dieses Hauses war in der dortigen Gegend unter der Benennung „die weise Frau“ bekannt und übte seit dreißig Jahren das Amt einer Hebamme mit großer Geschicklichkeit. Bedächtig und

ohne Uebereilung trat also jetzt Frau Ursula in die Hausthür mit der Ueberzeugung, zu irgend einer Hausfrau der Stadt beschieden zu werden.

Aber erschrocken wich sie zurück, als ihr eine Frauengestalt, eingehüllt in das landesübliche Regentuch, das sie vom Kopf bis zu den Füßen vermummte, ängstlich rasch entgegentrat, bei ihr vorbei ging und mit der Bitte um Hülfe in ihr Stübchen drang. Frau Ursula folgte ihr einigermaßen bestürzt, ließ die Hausthür in der Vergessenheit offen stehen und gab dadurch einer schlanken, knabenhaften Männergestalt Gelegenheit, ohne Aufsehen in das Haus zu dringen und nahe der Thür Posto zu fassen.

In dem Stübchen angelangt, wechselte die fremde Frauengestalt nur wenige Worte mit Frau Ursula, aber dieselben hatten zur Folge, daß die weise Frau alsbald ihre ganze Aufmerksamkeit auf sie richtete und nichts unterließ, was die Menschlichkeit und ihr Beruf von ihr forderten.

Die Nacht verging, der Tag brach an.

Als der erste Morgenstrahl durch die kleinen Fensterscheiben drang, erhob sich Frau Ursula von ihrem Lager, das sie sich in der Eile auf der Erde hergerichtet, da sie der feinen fremden Frau ihr Bett eingeräumt hatte. Frau Ursula war in einem kurzen, aber tiefen

Schlummer versenkt gewesen. Sie schaute sich etwas unwirsch im eigenen Stübchen um, verwunderte sich über ihr befremdliches Lager und konnte sich erst gar nicht zurecht finden.

Was war denn geschehen? Hatte sie wirklich nicht blos geträumt?

Ihr Blick glitt forschend und neugierig über das Bett hin, das an der Wand stand und für gewöhnlich ihr zur Ruhestätte diente. Mein Gott, das Bett war ja leer! Aengstlich trat die arme alte Frau näher. Sie konnte doch unmöglich alles das geträumt haben, was nur noch undeutlich vor ihrer Seele schwebte? Weswegen hätte sie denn auf der Erde geschlafen?

Halt! Nein, sie hatte nicht geträumt! Es schrie ein Kind! Frau Ursula schlug hastig das dicke, schwere Federbett in die Höhe. Richtig! Da lag, nothdürftig eingebündelt, ein rosig schönes Kind, das seinen kleinen Mund weit aufthat, um Nahrung zu heischen.

Aber die Mutter des Kindes, wo war diese geblieben? Frau Ursula suchte mit den Augen umher, während sie das kleine Würmchen mit Milch zu tränken sich bemühte. Die Mutter war weder zu hören noch zu sehen. Sie war fort!

Nein, so etwas war der weisen Frau in ihrem ganzen Leben noch nicht passirt.

Sie hielt sich indeß nicht dabei auf, Reflexionen zu machen, sondern stillte nur umsichtig und bedächtig den Hunger des allerliebsten kleinen Weltbürgers und wickelte ihn kunstgerecht von neuem ein.

Dabei dachte sie denn endlich über das Ereigniß nach und wurde bald mit sich einig, daß sie sicherlich einer jener armen Verführten während der Nacht ihre Dienste gewidmet habe, die ihrer äußern Ehre wegen das Kind opfern müssen, welches zum Verräther ihrer Schmach werden würde. Sie vergegenwärtigte sich jedes Wort, das von der Mutter des kleinen Knaben in ihr Ohr geflüstert worden war. Beschwörungen und Bitten, den Knaben wohl in Acht zu nehmen, hatten mit Verheißungen gewechselt, die eine reiche Vergeltung in Aussicht stellten. „Nehmt Euch des Knaben an, als sei es ein Kleinod, Euch anvertraut gegen reichen Lohn. Für heute findet Ihr nur dreißig Reichsthaler in meinem Beutel, aber ich versah mich dessen nicht und glaubte noch mehrere Tage auf die Geburt meines Kindes warten zu müssen. Ich vergelte Eure Bemühungen nach der Liebe, die Ihr meinem Knaben erweist. Wenn der Burgkaplan von Bärenberg in die Stadt kommt, so tragt ihm das Kindchen hin zur Taufe und gebt ihm genau Rechenschaft, was in dieser Nacht geschehen ist. Vergeßt

nichts davon, selbst das leise Seufzen nicht, das Ihr an der Thür gehört, als ich mit einem Schmerzensschrei die Nachricht von Euch bekam, daß es ein Knabe sei, den ich geboren."

Ungefähr diese Worte hatte die Mutter des Knaben, die sich stets in den weiten Regenmantel verhüllt gehalten, geflüstert.

Noch hatte Frau Ursula die dreißig Reichsthaler, die ihr versprochen waren, nicht gefunden. Sie suchte nun danach mit dem stillen Argwohn, daß sie schwerlich dreißig Kreuzer finden werde, geschweige denn dreißig Reichsthaler. Die fremde Frau war fast ärmlich angethan gewesen; für solche Person mußte ja eine Summe von dreißig Reichsthalern eine unerschwingliche Summe Geldes sein. Aber siehe da! Ein kleiner feiner Saffianbeutel fand sich wirklich zwischen den Bettkissen vor, die von der jungen Person ganz unverantwortlicherweise viel zu früh für ihren Zustand verlassen worden waren. Frau Ursula zählte begierig die klingenden Silberthaler, es waren richtig dreißig Stück. Zufriedengestellt betrachtete sie das feine Beutelchen, das von geschickten Frauenhänden gestickt war. Es fiel der alten Frau auf, daß mitten aus der Stickerei ein Stück herausgeschnitten und durch anderes Zeug ersetzt worden war. Ja, ja, sie erinnerte sich

jetzt, daß die Fremde gesagt hatte, was zwischen der Stickerei fehle, sei ein Wappen und wer ihr dies einst vorzeige, dem solle sie das Kind überlassen.

Für Frau Ursula war die Geschichte nun abgemacht. Sie erfüllte ihre Pflichten gegen den Knaben und widmete sich seiner Pflege mit ganz besonderem Eifer, weil sie hoffte, dafür belohnt zu werden.

In der Umgegend gab man sich nicht so schnell darüber zufrieden. Man zerbrach sich den Kopf über diese heimliche Niederkunft und erwartete mit Spannung, wie sich das Räthsel lösen werde. Es geschah aber nichts, gar nichts, was Aufklärung darüber hätte geben können. Das Kind war da, aber Niemand hatte die Mutter desselben gesehen als die weise Frau und diese wußte nicht einmal, ob sie hübsch oder häßlich, groß oder klein, blond oder braun gewesen sei.

Von dem Städtchen bis zum Schlosse Bostett hinauf verbreitete sich die mysteriöse Geschichte, aber dort hatte man eben im Augenblicke sehr wenig Zeit, sich um dergleichen Dinge zu bekümmern, denn die Gräfin Anna lag zum Tode erkrankt in ihrem Gemache und die betrübten Gesichter der Dienerschaft erzählten davon, daß in dieser Krankheit die Hoffnung auf einen Stammerben verschwunden sei.

Gräfin Anna lag ruhig lächelnd in ihren seidenen

Kissen. Wer sie liegen sah mit den verklärten Blicken, so sanft, so hold und ergeben, der fühlte sich von Wehmuth und Theilnahme übermannt. Keinem Menschen fiel es ein, daß diese schüchterne, blasse Frau mit einer fabelhaften Energie einen Act der Rache vollführt habe, um ihren Gemahl zu strafen. Wer hätte es wohl diesem zarten, mädchenhaften Wesen zugetraut, daß es sein Leben aufs Spiel gesetzt, um die Geburt des Knaben zu verheimlichen, die des Grafen Askan sehnsüchtige Wünsche gekrönt hätte! Von dem jungen Bruder Wilfried geleitet, war Gräfin Anna mit dem Einbruch der Nacht aus der Burg entwichen und am Morgen hatte sie in seiner Geleitschaft wieder ihr Zimmer betreten, ohne daß ein einziger Mensch ihre Abwesenheit gemerkt. Bestürzt umstanden ihre Kammerfrauen ihr Lager, sie konnten sich diese Krankheit durchaus nicht erklären.

Gräfin Anna ließ sie sprechen, was sie wollten. Sie verlangte nach einigen Tagen den Burgkaplan von Bärenberg, der zugleich das Seelsorgeramt auf der Burg Bostett versah. Mit diesem Mann hatte sie eine lange Unterredung; es war eine Beichte, wie sie ein sanftes, gehorsames Kind dem Vater nicht versagt, aber den Vorstellungen des würdigen Paters schenkte sie dennoch kein Gehör. Fest blieb sie dabei, daß sie ihrem

Schwur getreu bleiben müsse und daß sie ihr Gelöbniß erfüllen werde. Und sie überwand die Bedenken des würdigen Paters. Er durfte das Leben der jungen Frau nicht gefährden; da jedoch jeder Widerspruch Aufregungen herbeigeführt haben würde, die unter den obwaltenden Umständen ihren Tod veranlassen konnten, so gelobte er ihr Stillschweigen und Hülfe für den möglichen Fall ihres Ablebens. Der Knabe wurde von ihm getauft und durch seine Bemühungen die Identität desselben mit dem Stammerben des Hauses Bärenberg-Bostett festgestellt.

Nachdem dies geschehen, nahm Wilfried von Krosek heimlich Abschied von seiner Schwester Anna und verschwand wieder aus der Gegend.

Damit war fürs erste die ganze Geschichte abgemacht. Gräfin Anna mußte ihre That mit einem wochenlangen Krankenlager büßen, von dem sie neubelebt und neubegabt endlich erstand.

Als sie zum ersten Mal wieder allein den Pfad durch den Wald nach der Laubhütte gegangen und an der Stelle angelangt war, wo sie ihren Entschluß zur That gefaßt, da warf sie sich mit inbrünstigem Gebet auf die Knie und dankte Gott und ihrer Heiligen für den Beistand, den sie ihr verliehen. Was sie gelobt, das wollte sie halten. Dort drüben, durch eine tiefe

Zerklüftung der Berge vom Burgberg getrennt, sollte eine Kapelle stehen und allabendlich mit dem letzten Sonnenglühen sollte jahraus jahrein das Triumphläuten ihres Siegs über die Verräther ins Thal hinabklingen.

Als sie ihrer frommen Empfindung genügt, überlegte sie, was weiter zu thun sei, um als Herrscherin im Gebiete ihres abtrünnigen Gemahls dastehen zu können. Ihr Auge verlor jetzt den sanften Glanz und begann zornig zu glühen, denn man hatte unverantwortlich an ihr gehandelt und während ihrer Krankheit rücksichtslos einem lustigen und üppigen Leben gehuldigt. Sie fühlte ihre Kraft durch den Haß zu jedem Schritt gestählt. Graf Askan hatte bis dahin die Hallen der Burg durch Schwelgerei und Ueppigkeit entheiligt, hatte ihre Rechte mit Füßen getreten und in den Armen der Landgräfin das Mißgeschick verträumt, welches ihm die Hoffnung auf einen Stammhalter raubte. Jetzt wollte Gräfin Anna ihn aufrütteln aus seinem Traum, jetzt wollte sie ihre Rechte geltend machen und mit fester Hand die Zügel der Hausfrau ergreifen, um die Würde ihres Hauses wiederherzustellen.

Gräfin Anna ließ zu diesem Behuf ihren Gemahl um eine Unterredung in ihrem Closet bitten.

Nur dort war sie sicher vor Störungen und vor Lauscher-ohren.

Dort trat sie ihm entgegen wie eine zürnende Gottheit. Ihre blauen, sanften Augen sprühten Zorn und ihre Lippen bebten im Grimm, als sie ihm Wort für Wort seine ruchlose Untreue bewies. Sie duldete keine Entschuldigung und schnitt ihm gebieterisch das Wort ab, als er versuchte, sich herrisch zu zeigen. Ihre stille Sanftmuth und weibliche Demuth war vollständig in dem gebieterischen Wesen einer Königin untergegangen und sie sprach Drohungen aus, die ihn um der Landgräfin willen einschüchtern mußten.

Sie ließ sich dann herab, unter festen Bedingungen eine Art Frieden zu schließen, verlangte uneingeschränkt ihre Rechte als Dame des Hauses garantirt, erklärte sich aber ihrer Pflichten als Gattin für vollständig los und ledig. Sie deutete die Mittel und Wege an, allen Verhältnissen eine schimpfliche Wendung geben zu können, im Fall sich der Graf ihren Anordnungen zu widersetzen Miene machen sollte.

Graf Askan, der starke, stolze Ritter, war wie vernichtet. War denn diese kalte, hochmüthig auftretende, vor Zorn glühende Dame wirklich seine zarte, sanfte Anna? Reue bewegte schon jetzt sein Herz, als er sein Unrecht mit herber Wahrheit von ihren Lippen aus-

sprechen hörte. Reue bewegte aber sein Herz im Laufe der nächsten Tage noch um Vieles stärker, als Gräfin Anna mit der Ruhe, dem Anstande und der Würde einer Fürstin die Honneurs des Hauses übernahm und den leichtfertigen Ton der Geselligkeit mit einer bewunderungswürdigen Taktik bekämpfte.

Sie spielte eine andere Rolle wie bisher. Sie stellte sich mit ihrer Geistesbildung und mit ihrer Liebenswürdigkeit neben die weltlich thörichte Landgräfin, deren oberflächliches Wesen in diesem Wettstreit klar wurde, und forderte das Urtheil der übrigen Gäste heraus. Sie ging aber nach und nach weiter. Sie machte den Reiz und die Anmuth ihrer Jugend geltend und bereitete der zur Corpulenz neigenden Dame Ludmilla manche Niederlage. Wie schön sah die junge Gräfin Anna aus, wenn sie mit bewundernswerther Kühnheit und Geschicklichkeit auf ihrem milchweißen Pferde auf den schmalen Waldpfaden dahinsprengte; wie entzückend reizend nahm sich ihre zarte Gestalt aus, wenn sie ihr gutgeschultes Pferd zwang, die steilen Schluchtwege abwärts und aufwärts zu steigen, wenn sie dann auf der Höhe hielt und der lose Abendwind ihre blonden Locken wie eine Glorie um sie breitete!

„Wir reiten heute ins Thal hinab, Erlaucht", sagte

Gräfin Anna eines Tages mit jenem Ton, dem Niemand zu widersprechen wagte. Die Landgräfin warf mißmuthig den Kopf zurück und forderte Graf Askan durch Blicke auf, diesen beabsichtigten Spazierritt zu hintertreiben. Graf Askan schwieg jedoch. Seine Willenskraft war durch die Maßregeln seiner Gemahlin gelähmt. Gräfin Anna betrachtete das Paar mit heimlicher Schadenfreude und griff lustig nach ihrer Reitgerte.

„Ei, Erlaucht", sprach sie dabei, „wir sind es den Thalbewohnern schon schuldig, ihnen unsern vornehmen Gast zu präsentiren. Wir reiten in vollem Glanz durch die Stadt und kehren auf dem Klippensteg wieder heim. Hurrah, wie werden die Leute gaffen und staunen, daß wir die Ehre haben, eines Fürsten Gemahlin und eines Prinzen Schwester in unserer Mitte zu sehen!" Sie lachte harmlos und vergnügt wie ein Kind und hatte doch den Busen voll Bosheit und Heimtücke.

Unter schelmischem Spott und anmuthiger Neckerei ordnete Gräfin Anna im Schloßhof die Cavalcade. Ihr Gemahl sollte an der Seite der Landgräfin Ludmilla bleiben, die eine fast lächerliche Rolle zu Pferde spielte, weil sie ängstlich ritt. Dabei nahm sich ihr voller Wuchs schlecht aus, wenn sie im Damensattel saß, und sie erschien plump gegen die schlanke,

jugendliche Gräfin Anna, die auf dem Pferde zu Hause war.

Gräfin Anna ritt an der Seite ihres Pagen voran und gab ihrem Pferde bisweilen wie in einer Anwandlung von Ungeduld freien Lauf, sodaß es vogelschnell dahinflog, bis seine Reiterin es zügelte. Verstohlen folgten die Blicke des Grafen Askan der Gattin. Seine Reue wuchs in solchen Momenten, weil er sich von der Last seines Unrechts an seine Begleiterin gefesselt fühlte.

Gräfin Anna war die erste, welche das Städtchen erreichte. Sie hielt beim Hause der Frau Ursula an und wartete auf ihren Gemahl und auf die Landgräfin, welche vor Bangigkeit zitterte und eine wahre Leichenbittermiene machte.

Wie es Gräfin Anna hatte haben wollen, so geschah es. Durch ihre Erscheinung vor dem Hause herbeigelockt, trat die weise Ursula in die Hausthür und gaffte neugierig dem Reiterzug entgegen. Auf dem Arm trug sie ein schönes, dickes Knäbchen, das sie liebevoll hin und her schaukelte.

Gräfin Anna gab sich eine verwunderte Miene und ritt etwas näher heran. Sie sagte jedoch nicht eher ein Wort, als bis ihr Gemahl ganz nahe gekommen war. Dann rief sie muntern Tons: „Was der Tausend, alte

Ursula, ist denn die Geschichte mit der Person, die Euch ein Kind hier gelassen, wirklich wahr? Ihr habt ja da einen prächtigen Jungen; ist's der, den Euch die Fremde beschert?"

„Ja wohl, gräfliche Gnaden", erwiderte Frau Ursula respectvoll knixend.

Flugs schwang sich die junge Gräfin aus dem Sattel und trat der alten Frau ganz nahe. „Laßt doch den Kleinen einmal sehen!" rief sie muthwillig. Ob aber ihr Herz nicht, mächtig bewegt vom ersten Anblick ihres armen verleugneten Knaben, aufgezuckt in Qual und Jammer, das weiß Niemand.

Mit einer raschen Wendung nahm sie das Kindchen in den Arm und hielt es boshaft lachend dem Grafen entgegen, welcher eben sein Pferd anhielt. „Seht, Graf Askan", sprach sie neckend, aber ihr Blick sprühte ihm ihren ganzen Haß zu, „seht, wie das Schicksal närrisch spielt! Uns wäre ein solches Püppchen gelegen gekommen. Seht, wie schön es ist!" Sie hob des Kindes Gesicht, sodaß es Graf Askan und seine Begleiterin sehen konnten. Er wechselte die Farbe, Ludmilla aber zuckte verächtlich die Achseln. Um die unangenehme Scene zu enden, ritt die Landgräfin weiter und der Graf folgte seiner erlauchten Gefährtin.

Gräfin Anna aber blieb stehen, warf ihrem Pagen

den Zügel des Pferdes zu und bat Frau Ursula um ein Glas Milch, ihren brennenden Durst zu stillen. Frau Ursula wollte der gräflichen Dame zuerst das Kind abnehmen, allein diese gab es nicht zu, sondern trug auf ihren Armen den Kleinen ins Haus und setzte sich mit ihm im Hausflur nieder, während Frau Ursula die Milch zu holen ging.

Gräfin Anna war nun allein mit ihrem Kinde. O wie sie es herzte und küßte, wie sie nicht müde wurde, seine kleinen Finger zu bewundern, ihm das kleine süße Mäulchen zu küssen, ihm die weichen Wangen zu streicheln und ihm zuzunicken und zuzuflüstern, bis es endlich lächelte! Ihre ganze Seele lag da in ihren Blicken und das gewaltsam unterdrückte Schluchzen in der Tiefe ihrer Brust verrieth ihre süße schmerzliche Pein.

Als Frau Ursula wiederkam, war sie so freundlich und gelassen wie ein spielendes Kind. Woher nahm dies junge, zarte Weib ihre Kraft und Stärke bei der Ausübung ihrer schweren Rolle? Der Haß hielt sie in der Brandung ihrer Gefühle empor, der tiefe Haß, mit dem sie systematisch ihrem Gatten vergelten wollte, was sie gelitten. Dieser Haß, dieser trotzige, fürchterliche Haß hielt Wacht vor ihrem Gemüth und ließ keine Regung der Milde dort eindringen.

Zuweilen, wenn Graf Askan's Augen plötzlich die ihrigen suchten, wenn aus seinen bewundernden Blicken eine Wärme strömte, die von unverlöschbaren Empfindungen sprach, zuweilen, wenn sie momentan ihre Maske vergaß, wenn sie mitten im imponirenden Spiel einen Schimmer jener weiblichen Sanftmuth hervorleuchten ließ, die sie früher so reizend gemacht, zuweilen also schien es, als müsse ihr Gefühl und sein Gefühl einen Weg finden, der sie wieder vereinigen konnte; allein es bedurfte nur eines Blicks und eines Worts von der Landgräfin Ludmilla und der alte Zauber kehrte wieder, welcher die Sinne des Grafen Askan mit sündhaften Fesseln umfing.

Nach einigen Monaten hatte Graf Askan dies Zwitterleben satt. Er wollte den stillen Druck der geistigen Oberherrschaft, die Anna sich errungen, nicht länger ertragen.

Er geleitete seine erlauchte Geliebte an das Hoflager ihres Vaters, von dem sie eingeladen war, und kehrte nicht wieder in die Heimat zurück.

Der Winter war schon gewichen, aber die Fluren lagen noch öde und kahl, als sich Gräfin Anna allein und verlassen im weiten Schlosse fand.

Sie entwickelte aber nun eine neue Kraft und Thätigkeit.

Bauverständige wurden herbeigeholt.

Die Kapelle auf der Klippe sollte schleunigst gebaut werden.

Aber noch etwas Anderes mußte sie ins Werk setzen. Sie wollte nicht länger in stillem Schmerz nach dem Hause blicken, wo ihr Kind lebte. Sie wollte ihr Kind haben neben sich, in ihren Armen, behütet von ihrer Mutterzärtlichkeit.

Gräfin Anna war nicht lange zweifelhaft, wie sie ihres Knaben am besten habhaft werden konnte. Wohlgemuth ritt sie an der Seite des Baumeisters, der mit dem Entwurf des kleinen Bethauses beschäftigt war, ins Thal, um von dort aus die Lage desselben zu bestimmen. Ganz gemüthlich plaudernd ritten sie zusammen das Thal entlang und dann zur Bergkuppe hinauf, die vom Städtchen aus ganz bequem und allmälig aufstieg, während zur Seite des Schlosses eine tiefe Schlucht mit wilden Thalgründen den Schloßberg und die Klippe trennte.

Beim Rückweg kamen sie am Hause der Frau Ursula vorüber und Gräfin Anna schlug leise mit der Reitgerte an das kleine Fenster, um sie heranzulocken.

Sie hatte schlau berechnet, daß die alte Frau mit dem Knaben auf dem Arm erscheinen werde.

Lachend begrüßte die Dame Frau Ursula und fragte, ob sich die Mutter des Knaben noch nicht eingefunden, ihn zu holen.

„Wird wohl mein Lebtag nicht geschehen, gräfliche Gnaden", war Frau Ursula's Antwort.

„Sieh da, mein prächtiger Bursche", scherzte die Gräfin und hielt dem schönen, kräftig entwickelten Kinde ihre Reitgerte hin. Es griff nach der Gerte und hielt sie fest.

Die Gräfin winkte ihm holdselig lächelnd zu. „Du wärst mir ein Zeitvertreib in meiner Einsamkeit, mein Bursche", sagte sie. Frau Ursula schaute sie freudig überrascht an. Es wurde der alten Frau die Pflege des Kindes etwas schwer.

„Gräfliche Gnaden thäten ein christlich Werk der Barmherzigkeit", meinte sie bescheiden bittend.

„Heda, mein Junge", rief nun lustig die Gräfin, „komm einmal her, kannst dereinst mein Page werden!" Sie streckte die Arme nach dem zappelnden Knaben aus. Frau Ursula reichte ihn aus dem Fenster nach ihr hinüber und klatschte vergnügt in die Hände. Noch hielt sie die Worte der Gräfin nicht für Ernst. Aber im Nu hatte diese den Kleinen in ihr weites, warmes Reitkleid gewickelt und sprengte fröhlich grüßend mit ihm davon. Lachend folgte ihr Begleiter.

Nun hatte sie ihr Kind und kein Mensch in weiter Runde hatte Argwohn geschöpft.

Ruhig und ohne Störung vergingen zwei Jahre. Graf Askan blieb in der Residenz des Fürsten von Lichtberg und verthat unglaublich viel Geld. Die Landgräfin Ludmilla war durch den Machtspruch des Kurfürsten Georg Johann von ihrem stillen gelehrten Gatten geschieden und mißbrauchte ihre Macht über Graf Askan lediglich nur noch, um Geld von ihm zu erlangen. Ihre Speculationen erstreckten sich auf eine neue Heirath mit einem Vetter, der Anwartschaft auf ihres Vaters kleines Reich hatte, im Fall die Ehe ihres einzigen Bruders, des Erbprinzen von Lichtberg, kinderlos blieb. Als Protestantin blieb ihr das Recht der Wiederverheirathung, das dem Grafen Askan als Katholiken versagt war, auch wenn er seine Ehe mit Anna hätte trennen lassen wollen. Fama berichtete übrigens schon von bedeutsamen Zerwürfnissen zwischen dem sündigen Paare, die nur immer von der Landgräfin wieder beseitigt werden sollten, wenn sie große Summen Geldes brauchte.

Gräfin Anna hörte von diesen Dingen sprechen, ohne sich darüber zu grämen. Sie war jetzt ruhig und sanft. Sie schwelgte freilich in dem Triumphe, gesiegt zu haben, und hatte die Demuth eines echt

weiblichen Herzens bei dem harten Kampf eingebüßt, aber äußerlich merkte man nichts davon. Sie herrschte beinahe unbeschränkt in den Besitzungen des fernen Gemahls und hatte beschlossen, sich diese Herrscherwürde bis an ihres Lebens Ende zu sichern, indem sie ihren Sohn nach ihren Grundsätzen erzog. Mit ihrem Beichtvater, dem Burgkaplan von Bärenberg, hatte sie die Verabredung getroffen, daß er eines Tags die Geburt des kleinen Stammerben an den Grafen Askan verrathen, aber daran die bestimmte Erklärung knüpfen sollte, daß er sich das Recht auf die Vaterfreuden durch sein damaliges Betragen unbedingt verscherzt habe und nicht befugt sei, sich um die Erziehung des Sohnes zu bekümmern.

Es war am Namenstag der Gräfin Anna, als die Glocke der Annenkapelle zum ersten Mal läutete. Das Werk war mühsam gewesen, aber es war gelungen. Die Kapelle stand zur Freude aller Frommen auf dem kleinen Plateau der Klippe und ein glatter Weg führte vom Städtchen aufwärts, um den trostbedürftigen Seelen ihre Wallfahrt hinauf zu erleichtern. Vom Schlosse aus war auch ein schmaler Pfad hinab in die Schlucht gehauen und wieder aufwärts. Das war jedoch ein gefahrvoller und sehr beschwerlicher Weg, weil er sich durch Felsenriffe und Bergabhänge

durchwand und alle die Schrecknisse einer wilden Waldeinsamkeit barg.

Gräfin Anna saß am Fenster und horchte auf den leisen, melodischen Klang der St.-Annenglocke, welche den Sonnenuntergang feierte. Noch glühte die Sonne am Horizont. Ihre letzten Strahlen durchleuchteten das Closet der Gräfin, worin sie saß und mit innerer Zufriedenheit auf die Kapelle schaute, die sie von hier aus sehen konnte. Wenn auch einfach gebaut und ohne prahlerischen Luxus hergerichtet, prangte sie doch zur Zierde der Klippe, von der Sonnenglut vergoldet und durch die melodischen Glockenklänge geheiligt.

Gräfin Anna saß in stillem Frieden. Ihren kleinen Sohn hielt sie dicht umschlungen auf dem Schooße. Ihre Hände lagen gefaltet auf seinem kleinen, lustig pochenden Herzen. Zufrieden überschaute die Gräfin ihr Leben, zufrieden blickte sie in die Zukunft, nachdem sie die Qualen der letzten Vergangenheit überwunden hatte.

Sie hatte Alles erreicht, was sie wünschte, wollte, hoffte und begehrte. Sie hatte ihren Knaben im Arm. Das Kind liebte seine Mutter mit ausschließender Zärtlichkeit.

Fielen ihre Gedanken auf den Vater dieses schönen, kräftigen Knaben, so beschwichtigte sie die leise Stimme

ihres Gewissens dadurch, daß sie ihn beschuldigte, sich selbst des Glücks beraubt zu haben, welches sie jetzt genoß. Die Mahnung an vergangene Seligkeit bekämpfte sie standhaft. Sie wünschte ihrem Gemahl nie wieder zu begegnen und hatte die Flucht mit ihrem Sohn beschlossen, wenn es ihm einfallen sollte, je wieder in der Burg Bostett zu residiren. Wollte sich im Rückblick auf die Vergangenheit eine Stimme erheben und ihr begreiflich machen, daß sie wohl eine zu strenge Richterin gewesen sei, so beruhigte sie sich mit dem Gedanken an die Huld Gottes, die ihr Beistand geleistet.

Das Glöckchen läutete fort und fort. Himmlischer Friede lag in diesem Geläute. Der Purpurschein des Abends füllte blendend das Gemach.

Ein leiser Schritt wurde hörbar, er näherte sich tappend der Thür. Gräfin Anna glaubte, der Burgkaplan, der die Kapelle geweiht, werde es sein.

Die Thür zum Zimmer wurde leise geöffnet. Gräfin Anna blickte hin — eine Männergestalt erschien auf der Schwelle — Gräfin Anna erstarrte vor Entsetzen — es war ihr Gemahl, der Graf Askan, der dort stand, wie aus der Erde hervorgezaubert. Sie wagte nicht sich zu regen.

„Anna!“ rief der Graf und trat unsicher einen

Schritt vor. Anna fuhr beim Klange seiner Stimme zusammen, als sei ihr Herz getroffen.

„Anna, bist Du hier?“ fragte der Graf bittend.

Was sollte das bedeuten? Ihr Arm umfaßte krampfhaft den Knaben. Sie erhob sich mit ihm.

Die Purpurstrahlen der sinkenden Sonne umleuchteten sie grell und dennoch wiederholte der Graf:

„Bist Du hier im Zimmer, Anna, so komm zu mir!“

Die Gräfin stand aber und starrte ihn an.

„Anna, o Anna“, zitterte es von des Mannes Lippen, „habe Erbarmen mit mir! Ich bin blind geworden, ich sehe Dich nicht!“

Ein Schrei, wie er wohl selten aus einer Menschenbrust bricht, durchtönte das Gemach. Anna stürzte vorwärts, sie stürzte zu den Füßen ihres Gatten und umschloß unter wilden Schmerzensausbrüchen seine Kniee.

„Das habe ich nicht gewollt!“ schrie sie in unermeßlichem Jammer. „Das habe ich nicht gewollt! O, Gott ist ein furchtbarer Richter über meine Vermessenheit! Aber warum traf er Dein Haupt und nicht das meine? O mein sündhafter Haß hat diesen Fluch auf Dich herrabbeschworen!“

Sinnlos vor Reue warf sie die Stirn auf ihres

Gatten Füße und küßte den Staub von der Fußbekleidung des blinden Mannes.

Dazu läutete noch immer das Glöckchen der Annenkapelle und Gottes Sonne senkte sich friedlich hinter die Berge hinab.

Graf Askan griff nach der Thür und schloß sie. Er wollte keine Zeugen bei diesem Wiedersehen haben, deshalb hatte er sich ohne Hülfe vom Pferde geschwungen und war eiligst durch die bekannten Schloßräume getappt, bevor sein Reitknecht Kunde von dem traurigen Ereigniß geben konnte. Der Graf kehrte mit vollkommen geheilter Seele von seiner Wanderung zurück und wollte durch reuige Liebe das Herz Anna's zu versöhnen suchen. Was er nun von Anna's Lippen vernahm, was sie ihm in der vollen Flut ihrer Reue beichtete, das machte ihn unaussprechlich glücklich. Sie hatte endlich den Trotz ihres stolzen Herzens gebrochen und war nun ganz in demüthiger, echt weiblicher Liebe aufgethaut. Die Erschütterung löste die Eisrinde von ihrem Gemüth, das Gift des Hasses verflog vor dem mächtigen Licht der Selbsterkenntniß und die Flamme der lange unterdrückten Liebe quoll segensreich hervor.

Gräfin Anna erzählte ihrem Gatten Alles, was sie gedacht und dann unternommen hatte. Sie legte ihm den Knaben ans Herz und sagte ihm, daß er ein

Pfand ihrer glücklichen Liebe sei, daß sie ihm jedoch damals das Glück, einen Sohn zu besitzen, nicht gegönnt habe. Graf Askan verzieh ihr bereitwillig, was sie gethan, und auch er begann dann eine offenherzige Beichte, woraus seine Gattin ersah, daß er die Fesseln der unwürdigen Landgräfin Ludmilla oft drückend empfunden und mit ganzer Seele sein früheres Glück zurückersehnt habe. Er gestand ihr, sein ganzes Vermögen vergeudet und seine Besitzungen mit Schulden überbürdet zu haben. Seit Jahr und Tag sei er aus jeder Liebesverbindung mit dem schlauen, koketten Weibe getreten, aber sie habe ihn dafür an ihren Bruder, einen schwindsüchtigen Mann, der sich mit allerlei Teufelskünsten befaßt, geliefert und sie hätten mitsammen den Versuchen obgelegen, Gold zu fabriciren, wozu natürlich von ihm das Material beschafft worden sei. Dabei wäre denn endlich sein letztes Geld draufgegangen, theilweise in die Kassen des saubern Prinzen von Lichtberg und seiner erlauchten Schwester spaziert, theilweise aber auch verexperimentirt. Eines Tags habe man wieder allerlei Versuche gemacht, und da sei es geschehen, daß eine Phiole mit schädlichen Substanzen aufgeflogen und der giftige Dampf sein Augenlicht getödtet habe.

Graf Askan schloß seine Beichte damit, daß die

Sehnsucht nach seiner Gattin von diesem Tage an immer mächtiger geworden sei und daß er nun für sein ganzes übriges Leben nichts weiter verlange, als in ihrer Gesellschaft still und einsam zu leben.

Gräfin Anna dachte indeß nicht so. Als ihr Gemahl und ihr Knabe in den Armen des Schlafes ruhten, da kniete sie zerknirscht vor dem Burgkaplan und flehte ihn in voller Bußfertigkeit um Hülfe an.

„O ehrwürdiger Pater, ich will mich ja Allem unterwerfen, was Sie mir an Buße auflegen, um mein Vergehen zu sühnen und den Fluch, den ich auf das Leben meines Gemahls geschleudert, in Segen zu verkehren. O mein Vater, mein Vater, was soll ich beginnen, um die Last meines Gewissens zu erleichtern? Mit dem Sinken der Sonne habe ich die Verwünschung ausgesprochen, ich will fortan bei dem Aufgang der Sonne tagtäglich flehen, mich zu strafen und ihn zu segnen. Dreißig Tage will ich im Dunkel der Nacht in den Thalgrund hinab und wieder hinauf zur Klippe steigen, um beim ersten Sonnenstrahl zur Kapelle wallfahrten zu können; dreißig Tage will ich im ersten Sonnenstrahl vor meiner Schutzheiligen um Erlösung von dieser fürchterlichen Erfüllung meines Fluchs flehen. O mein Vater, mein ehrwürdiger Vater, segnen Sie mich zu meinem Vorhaben und bitten Sie die Heiligen für mich!"

Der ehrwürdige Burgkaplan fühlte sich innig gerührt von der Zerknirschung des jungen Weibes, das sich wohl zu leidenschaftlich einer Reue ergab, nachdem es zur Selbsterkenntniß seiner zornigen Wallungen gekommen war. Er suchte Alles hervor, was sie beruhigen konnte, und versprach ihr, seine Heilkünste an dem Grafen zu versuchen. Ihre Wallfahrten zur heiligen Kapelle genehmigte er nur zagend, denn es war ein Weg voll Gefahren, den sie im Dunkel der Nacht vollführen mußte, um mit dem ersten Lichtstrahl vor dem kleinen Altar dort in der Kapelle knieen zu können. Von ihrem heiligen Vorsatze gestärkt und getröstet, begann aber Gräfin Anna vertrauensvoll und muthig ihre Gänge am nächsten Morgen. Ruhig, lautlos schritt sie durch die Pforte des Schlosses, die sie an jenem Abend, wo sie den Gatten um eine Lebensfreude betrügen, wo sie ihm sein Kind entziehen wollte, benutzt hatte. Ruhig, lautlos stieg sie den steilen Felsenweg hinab in den Thalgrund und dann wieder von der Schlucht aufwärts. Sie wankte nicht auf dem felsigen, steilen Pfad, denn ein Engel behütete ihre Schritte.

Zwei Tage hatte sie schon gefahrlos ihre Wallfahrt beendet, da fand sie am dritten Tage den Grafen Askan an der Pforte ihrer harrend. Er hatte vom

Kaplan vernommen, was seine Gattin im wildem Schmerzgefühle gelobt.

„Gemeinsame Schuld — gemeinsame Reue, gemeinsame Buße — gemeinsames Flehen, meine theure Anna", flüsterte er kaum hörbar aus seiner Pilgerhülle hervor. „Ich werde Dir Deinen Weg vielleicht erschweren, aber wir gehen doch mitsammen der Gefahr entgegen."

Schweigend nahm die Gattin des Gatten Arm und sie gingen langsam in Gebeten dahin auf dem schmalen, abschüssigen Pfade. Sie kamen stets zur rechten Zeit in die Kapelle und beteten dort, das Angesicht der aufgehenden Sonne zugewendet, welche niemals von Regenwolken umschleiert wurde während der ganzen Dauer ihrer Wallfahrten. Tag an Tag verstrich. Schon waren neunundzwanzig Tage verronnen, der letzte Tag begann. Das Paar verließ die Burg wie immer. Der Arm des Grafen ruhte in Anna's Arm, seine Hand hielt ihre Hand umspannt. Sie stiegen abwärts.

„Weicht die Dämmerung schon, meine Anna?" flüsterte Askan plötzlich zwischen seinen Gebeten. Die Gräfin neigte zustimmend ihr Haupt. Er aber richtete seine Stirn empor, zog sie eifrig vorwärts und seine Hand begann zu zittern.

„Sei unbesorgt, wir kommen zeitig genug hinauf", tröstete sie ihn leise.

Er bezwang seine Unruhe und mäßigte seinen Schritt wieder.

„Wird es nicht plötzlich hell?“ fragte er wieder, als sie eben die Kapelle erreichten.

Die Gräfin führte ihn schweigend nach dem Altare und sie ließen sich in ihren Betschemeln nieder. Die Sonne hob sich langsam und majestätisch aus den Morgennebeln empor.

„Anna — ich sehe die Sonne!“ rief der Graf voll Entzücken.

Eine Ohnmacht Anna's war die Folge dieser unerwarteten Freudenbotschaft. Als sie wieder zum Bewußtsein kam, fand sie sich in Askan's Armen, seine Augen fest und forschend auf ihr Gesicht geheftet.

„Ich sehe Dein liebes Gesicht, mein theures Weib“, sprach er selig lächelnd. „Ich sehe Deine bleichen Wangen, Du schlägst die Augen auf — ich sehe Alles, freilich nur schwach und wie von einem Nebel überwoben, aber ich sehe doch wieder — ich sehe, Anna! O laß uns Gott und Jesus und alle Heiligen des Himmels preisen, daß ich so begnadigt worden bin!“

Sie umschlangen sich fest vor dem Auge Gottes, das sich strahlend über die Natur ausbreitete. Sie leisteten heilige Gelübde und weihten ihre Seele dem

Guten. Dann eilten sie zur Burg und verkündeten das Wunder, welches geschehen war. Aber an demselben Abende geschah es, daß sich fürchterliche Gewitter am ganzen Himmel zusammenzogen und mit entsetzlichem Sturme losbrachen. Als sollte die Welt aus ihren Angeln gehen, so tobte und heulte und rasselte es in der Luft.

Alle guten Christen bekreuzigten sich, denn es war, als sei der Böse losgelassen und fahre vernichtungslustig in der Luft umher.

Kein Auge schloß sich in dieser fürchterlichen Sturmnacht. Der Graf und die Gräfin blickten sich bedeutsam in die Augen, denn sie dachten mit Freude daran, daß ihre Wallfahrt glücklich beendet sei und sie nicht nöthig hatten, dem grausen Unwetter unter Lebensgefahren Trotz zu bieten.

Um die zwölfte Stunde wurde der Wettergraus noch toller. Rasende Blitze und krachende Donnerschläge wechselten mit Regengüssen, die wie Fluten aus den Wolken brachen. Und als ein Stillstand in diesem Naturkampfe eintrat, da drang ein Krachen und Poltern durch die stillgewordene Nacht. Mit stockendem Athem faltete Anna die Hände — horch — horch — das Glöckchen in der Kapelle erklang, leise, ganz leise tönte es wie ein Siegesgesang!

Am andern Morgen richtete das gräfliche Paar beklommen den Blick nach der Klippe, denn es hatte sich ihrer die Vermuthung bemächtigt, die Kapelle sei vom Sturme erfaßt und zertrümmert worden. Aber siehe da, sie stand unversehrt auf der Klippe. Als Gräfin Anna aber schärfer hinblickte, gewahrte sie, daß der Bergabhang, der sich an das Felsenriff lehnte, sich abgelöst, in die Thalschlucht hinabgeschurrt war und somit jeden Weg und Steg zu dem kleinen Bethause vernichtet hatte.

Und so steht die Kapelle noch bis auf den heutigen Tag. Nie hat wieder eine Menschenhand die Glocke zum Tönen gebracht, seitdem sie in jener Sturmnacht, wo der Teufel mit der heiligen Anna um den Besitz zweier Menschenseelen gerungen und durch göttliche Macht bezwungen hat weichen müssen von unsichtbarer Kraft berührt geläutet hat. Niemand wagt sich hinauf zu der Kapelle und sie wird allmälig vom Wetter und von der Zeit zerstört werden. Geheiligt war ihr Andenken in den Herzen der beiden Gatten, die fortan beglückt und ruhig, aber in stillen Entbehrungen dahinlebten. Nur unter der Versagung aller Lebensgenüsse wurde es ihnen möglich, sich standesgemäß in den Augen der Welt zeigen zu können. Ihr Wohlsein war zerstört und erstand nie wieder, aber ihr Glück litt nicht

darunter. Das Augenlicht des Grafen blieb schwach und umflort, dennoch lebte er heiter und zufrieden zwischen seinen Kindern, deren Zahl sich bis auf fünf vermehrte. Er starb noch auf seiner Burg, dann aber wurde die Besitzung der Grafen Bärenberg-Bostett schuldenhalber verkauft und die Sprößlinge dieser Linie zerstreuten sich in aller Herren Länder, um durch Aemter an fürstlichen Hoflagern und Dienste in des Kaisers Armee standesgemäß ihr Leben fristen zu können. Von der Landgräfin Ludmilla, der man wohl mit Recht den Ruin des Stammes Bärenberg-Bostett zuschreibt, sind nur unsichere Nachrichten zu verzeichnen. Sie hatte den Vetter Prinz von Lichtberg wirklich geheirathet, hatte ihm einen Sohn geboren und war dann verschwunden; Niemand konnte Auskunft geben, wo sie geblieben sei. Der Aberglaube gefiel sich in der Annahme, daß der Teufel, dessen Macht an der heiligenden Kraft des Guten beim Grafen Askan zersplittert sei, sich danach an die Ketzerin gehalten und sie durch allerlei Künste ins zeitliche und ewige Verderben gestürzt habe.

Gewiß ist das, daß der Prinz Lichtberg, ihr zweiter Gemahl, zur katholischen Kirche übertrat, seine Kinder ebenfalls darin erziehen ließ und somit einen Wunsch des Ländchens erfüllte, das er späterhin be-

herrschte. Mit seinem Sohne starb die Lichtberg'sche Dynastie aus. Nur Töchter, die sich nicht ebenbürtig verheiratheten, sind die Ueberbleibsel des fürstlichen Stammes. Die letzte Prinzeß Lichtberg ist an den Grafen von Boran vermählt und deren einzige Tochter ist die Gemahlin des Grafen Harald-Bärenberg auf Bärenberg geworden.

Dora Bella hatte mit einem Eifer, einer Spannung und Versunkenheit gelesen, daß sie in völliger Geistesabwesenheit die Augen aufschlug und um sich blickte, als sie ihre Lectüre beendet hatte. Erst als sie zum Bewußtsein dessen kam, was die Veranlassung zu dem Besuche der Bibliothek und zur Aufsuchung des Manuscripts gegeben hatte, fiel es ihr schwer aufs Herz, daß man sie hier finden könne.

Schnell schlug sie die von ihrer Tante geschriebenen Papiere wieder in das alte, vergilbte Pergamentpapier ein, das jedenfalls die Aufzeichnungen des würdigen Burgkaplan enthielt, und legte Alles wieder an seinen Platz. Vorsichtig schloß sie das Archiv, blies das Licht aus und verfügte sich sehr leise nach einer kleinen eisernen Wendeltreppe, die unmittelbar in das Schlafzimmer ihres Vaters führte. Sie trug Bedenken, die

Wendeltreppe nach dem Corridor zu wählen, weil ihr da Jemand begegnen konnte.

Dora Bella horchte eine lange Zeit, ehe sie auf den schmalen Tritten hinabschlich. Es war alles still! Ihr Vater pflegte lebhaft und laut zu sprechen. Sie hörte nicht einen Laut. Nun gewann sie Muth, schlüpfte durch das Schlafzimmer und traf Anstalt, mit ganz unbefangener Miene in den Speisesalon zu treten, worin sie die Gesellschaft zu finden hoffte. Sie öffnete die Thür. Niemand da! Nur eine einzige doppelarmige Lampe brannte in dem Gemache. Die Tafel war gedeckt, aber nicht servirt, und allem Anscheine nach sollte nicht auf die gewöhnliche Weise hier soupirt werden. Während Dora Bella, verwundert über diese Ausnahme von der Regel, nachdachte und dabei überlegte, was von ihrer Seite zu thun sei, um möglichst unbemerkt zur Kenntniß der stattfindenden Veränderung des Soupers zu kommen, das allabendlich den Amtmann, den Förster und den Inspector Prutz mit ihnen vereinigte, trat der alte Kammerdiener Volkmann so sanft und geräuschlos wie immer in die andere Thür und schoß auf die Lampe los, um sie wegzunehmen.

„Laß stehen, alter Volkmann", sprach Dora Bella mit sorglosem Tone. Der Kammerdiener fuhr zu-

sammen vor Schreck bei dieser unerwarteten Ansprache.

„Ei, da sind wir ja, Comtesse!" rief er vergnügt. „Wo waren wir denn, gnädiges Comteßchen? Wir haben Sie überall gesucht!"

„Gewiß aber nicht dort, wo ich gewesen bin, sonst hättest Du mich sicherlich gefunden", meinte Dora Bella ganz keck. „Was soll das heißen, daß noch keine Anstalten zum Abendessen getroffen sind? Es ist neun Uhr vorbei!"

„Excellenz haben befohlen, im Zimmer der Gräfin Elisabeth zu serviren", entgegnete Volkmann mit hoch aufgezogenen Augenbrauen, was ihm ein diplomatisches Aussehen verschaffen sollte.

Dora Bella lächelte verächtlich. „Unsere ländliche Gesellschaft wird also unpassend für den Hofcavalier gefunden. Wie kann Papa solchen anspruchsvollen Launen eines jüngern Verwandten nachgeben! Ein stolzes Ausschließen von bürgerlichen Beamten mag in den Hofcirkeln gerathen sein, aber nicht hier, wo man diese bürgerlichen Hausbeamten sehr nöthig braucht, um nicht vor Langweile zu sterben. Wer zu uns kommt, muß unsere ländlichen Geselligkeiten respectiren, meine ich. Habe ich Recht, Volkmann?"

Der Kammerdiener hatte seine kleine Comtesse mit

großen Augen angesehen, während sie so weisheitsvoll sprach. Es kam ihm vor, als wäre die junge Dame plötzlich gewachsen und plötzlich sehr vernünftig geworden. Wodurch nur?

„Comtesse irren", sagte er rücksichtsvoller als vorhin. „Excellenz wünschten en famille zu speisen. Herr Reinhold von Lessel ist hinübergegangen zum Inspector Prutz, um ihn im Namen Sr. Excellenz um Entschuldigung zu bitten. Wollen Comtesse nicht eilen? Die Herrschaften werden schon fertig sein mit Speisen."

Dora Bella warf den Kopf so gewaltsam mit trotzigem Lachen zurück, daß ihre Locken sich vom goldenen Kamme lösten.

„Was soll ich dort bei Tante Elisabeth? Den Abhub des Tisches mir vorlegen lassen? Es würde der Tochter des Hauses, die der Gouvernante längst entwachsen ist, übel anstehen, gleich einem Kinde zum Desert zu kommen. Nein, Volkmann! Ich habe die Ansicht gewonnen, nicht zu dem Kreise zu gehören, den die Familie Bärenberg unter dem Ausdrucke en famille begreift. Die da im Zimmer der Tante Elisabeth sitzen, sind Bärenberge im engsten Sinne des Worts. Ich aber bin die Abkömmlingin einer verhaßten Lichtberg, der man mit Recht den Ruin der Linie Bärenberg-Bostett zuschreibt. Ich gehöre nicht zur Familie!"

Sie schritt würdevoll an dem stark überraschten Kammerdiener Volkmann vorüber und befahl ihm, ihr ein Abendessen in ihrem Zimmer serviren zu lassen.

Volkmann sah ihr verblüfft nach, solange er sie sehen konnte. Was er gehört, überstieg seine Fassungskraft und sein Begriffsvermögen. War das dieselbe Comtesse Dora Bella, die noch am Nachmittage mit den Kindern der Schloßleute Fangball und Reifstechen gespielt hatte? Welche Veränderung! Was konnte diese Veränderung bewirkt haben?

„Ob wir nicht beim Schlafengehen der Excellenz erzählen, was wir eben erlebt haben?“ murmelte der alte Mann, während er unhörbar leise den Corridor hinabging. „Nein! Schweigen wir, handeln wir diplomatisch, halten wir die Augen offen und die Ohren bereit, reden wir vorsichtig, forschen wir hinter den Coulissen, verschanzen wir uns hinter Einfalt, verpalissadiren wir uns mit Schlauheit und waffnen wir uns mit Geduld! Wir werden doch nicht ohne Erfolg in unsern jungen Jahren Diplomatie an eines Königs Hofe studirt haben?“

Sechstes Kapitel.

Reinhold von Lessel hatte die kleine Kränkung schon überwunden, als Graf Harald persönlich zu ihm kam, ihn zu bitten, den sonstigen Abendcirkel, wozu sich die Hausbeamten einzufinden pflegten, abzubestellen. Er übernahm es, den Amtmann, den Inspector und den Förster zu benachrichtigen, daß wegen Askan's Ankunft keine Spielpartie sein werde, und machte sich unverzüglich auf den Weg, diesen Auftrag auszurichten.

Im Grunde seines Herzens schlummerte indeß der Groll fort, der durch seine Ausschließung von dem Familiencirkel abermals genährt wurde. Er hielt es für Familienstolz, daß Graf Harald mit den Seinigen an diesem Abende allein bleiben wollte, und doch lag der Grund nur in dem Widerwillen des alten Herrn, sich in seinen mannichfachen Gefühlserregungen belauscht zu wissen.

Von dieser Seite betrachtet, mußte es Jeder natürlich finden, wenn der alte Graf sogleich die ersten Momente des Wiedersehens zu all den Erörterungen benutzen wollte, die mit wehmüthigen Erinnerungen verknüpft waren.

Reinhold von Lessel begab sich zuerst ins Wirthschaftsamt, meldete des Grafen Willen, die gewöhnliche Whistparthie ausfallen zu lassen, bat dagegen die ganze Familie des Amtmanns zum Diner und verfügte sich dann in die Försterei, welche dicht neben den Wirthschaftsgebäuden lag.

Als er aus der Pforte der Einfassungsmauer trat, fiel sein Blick auf zwei Mädchengestalten, die Arm in Arm daherkamen, augenscheinlich vom gewöhnlichen Spielplatze, der durch Dora Bella der Sammelplatz aller Schloßleute geworden war. Ueberrascht blieb Reinhold unter der Pforte stehen und ließ die Mädchen, welche ihn nicht bemerkten, vorübergehen. Es waren ein paar hübsche Mädchen, dem Anscheine nach nahe Verwandte, vielleicht Schwestern, denn ihre Aehnlichkeit trat trotz aller Verschiedenheiten sichtlich hervor. Beide waren sehr hübsch gekleidet, von gleicher Größe, feinen Gesichtszügen und durch einen gewissen Anstand in Haltung und Geberde ausgezeichnet, obwohl sie sorglos dahinschlenderten, den großen Sonnen-

hut in den Händen und keineswegs darauf bedacht, einen besondern Eindruck zu erzielen. Ihre Verschiedenheit bestand darin, daß sich um den Kopf der einen reiche braune Flechten schlangen und braune, lebhafte Augen unter den halb gesenkten Augenlidern versteckten, während die andere durch ihr hellblondes Haar und durch ihre dunkelblauen Augen, die sie mit sanft schwärmerischem Ausdruck zu den ersten Sternen am Abendhimmel emporhob, charakterisirt wurde. Lebhafter, feuriger und blühender war jedenfalls die Braungelockte und auf ihr haftete denn auch Reinhold's Blick mit unverkennbarer Bewunderung.

Die jungen Mädchen gingen leise plaudernd den Fußsteig hinab, der nach dem Dorfe führte. Wem konnten sie angehören? Der junge Mann zerbrach sich den Kopf darüber. Es gab im Dorfe weder einen verheiratheten Geistlichen, denn das Dorf mit seinem Seelsorger war katholisch, noch einen Schullehrer, der Töchter hatte. Dort, jenseits des Wasserfalls, wohnte die Wittwe des vorigen Försters — sie hatte ein Töchterchen gehabt, ein blondes Kind mit blauen großen Augen — richtig, es war Klärchen Horink, die, zur stattlichen Jungfrau entfaltet, ihm fremd geworden war. Aber die zweite junge Dame, die entschieden noch hübscher war?

Die beiden Mädchen standen eben an der Brücke still — sie schienen sich trennen zu wollen. Klärchen Horink küßte die Fremde und lief dann eilig über die Brücke, ohne sich umzusehen, obgleich ihre Freundin ihr allerlei Scherzreden nachrief, die sie hätten zum Umkehren zwingen müssen. Als ihre Bemühungen sich vergeblich erwiesen, lachte sie und wendete sich um, während Klärchen in dem ersten Häuschen der Dorfstraße verschwand.

Eilig stieg die Fremde die kleine Berglehne wieder hinauf, welche bis zur Brücke führte. Reinhold blickte ihr gespannt entgegen. Welch ein reizendes, fröhliches Gesicht, was für köstliche Augen, die ihm keck und feurig entgegenblitzten!

Er grüßte sie schon von fern, weil er glaubte, daß sie an ihm vorübergehen würde, aber zu seinem Erstaunen bog sie nach der Erwiderung seines Grußes vom Fußsteige ab und schlüpfte ins Försterhaus.

Rasch folgte er. Die Neugier, zu erfahren, wer sie sei, die wie eine Fee hier oben unter den Schloßleuten erschienen war, beflügelte seine Schritte. Der Förster war Wittwer und hatte nur zwei Söhne. Seine Tochter konnte es also nicht sein. Eine alte Verwandte, die Wittwe eines Beamten aus der preußischen Residenz, führte dem Förster die Wirthschaft — sollte dies

reizende Mädchen zu ihr gehören? Es konnte gar nicht anders sein!

Seine Voraussetzung bestätigte sich. In dem Momente, als er durch die offenstehende Hausthür trat, rief die Stimme der alten Dame aus einem Zimmer im Hintergrunde des Hauses: „Toni, wo bleibst Du denn so lange?“

„Wir warteten auf Comtesse Dora Bella; sie kam jedoch nicht, Großmama!“

Reinhold erinnerte sich jetzt plötzlich, vom Förster gehört zu haben, daß seine alte Tante vom Unglücke schwer heimgesucht würde. Ihre Tochter sei gestorben und dadurch deren einziges Kind vater- und mutterlos geworden.

Ganz gewiß war diese junge Dame das verwaiste Kind. Reinhold wunderte sich nur, daß er sie noch nicht gesehen. Eigentlich erschien dies natürlich, da er seit seiner Anwesenheit auf Schloß Bärenberg absichtlich vermieden hatte, dem Spielplatz sich zu nähern, weil er als Sittenprediger aufgetreten und stets gegen die Gemeinschaft Dora Bella's mit der nicht ebenbürtigen Gesellschaft zu Felde gezogen war.

Indeß er mit aller Geschwindigkeit seine Gedanken ordnete, war Toni in das Hinterzimmer geschlüpft und hatte wahrscheinlich der Großmama berichtet,

daß Herr von Lessel im Hausflur stehe. Die alte Dame erschien mindestens, sehr eilig ihre Küchenschürze beseitigend, und wollte den jungen Herrn in das Vorderzimmer führen, das mit seiner eleganten Einrichtung würdig genug war, solche Gäste aufzunehmen. Reinhold lehnte es ab einzutreten. Er bat Madame nur die Bestellung auszurichten und knüpfte hier, wie im Amthause, die Einladung des Grafen Harald daran, nächsten Mittag im Schlosse speisen zu wollen.

Die alte Dame blickte etwas befangen in Reinhold's Gesicht. Sie war eine Frau von guter Weltbildung und sah wohl ein, daß solche Einladung wohl nur ein Act großmüthiger Herablassung sei. Sie versprach, ihrem Neffen, dem Förster, den Befehl Sr. Excellenz mitzutheilen, wurde jedoch von Reinhold unterbrochen.

„Excellenz hat mich besonders beauftragt, dafür Sorge zu tragen, daß sämmtliche Schloßbeamte mit ihren Familien morgen an seiner Tafel erscheinen und ich darf deshalb gewiß darauf rechnen, auch Sie und Ihre Enkelin mit unserm wackern Forstverwalter erwarten zu dürfen, noch dazu, da Ihre Enkelin mit Comtesse Dora Bella befreundet ist", sprach er lebhaft.

Madame verneigte sich mit einiger Würde. „Eine

Freundschaft unter Gottes freiem Himmel gibt uns noch nicht das Recht, uns an die Tafeln der Vornehmen zu drängen, mein Herr von Lessel. Danken Sie Excellenz in meinem und meiner Enkelin Namen für die Ehre, die er uns hat zu Theil werden lassen, aber wir lehnen diese Einladung pflichtschuldigst ab."

Reinhold zog ärgerlich die Achseln und ging. Ihn verdroß der Bürgerstolz der Frau, die ihm taktvoll bewiesen, daß sie sich trotz Dora Bella's Freundlichkeit auf dem Spielplatze keineswegs zu den Schloßleuten zähle.

Verdrießlich ging er nun schließlich zum Wirthschaftsinspector Prutz, den er eben im Begriff fand, Toilette zum gewöhnlichen Abendpartiechen beim Grafen Harald zu machen. Der Inspector zog eine Grimasse, als ihm Reinhold mittheilte, daß man im Schlosse en famille bleiben wolle.

„Sie auch ausgemerzt?" fragte er schadenfroh und streifte seine Cigarre, die ein wundervolles Aroma im Zimmer verbreitete, am Aschenbecher ab.

„Ich gehöre ebenso wenig zur Familie wie Sie, lieber Prutz", war Reinhold's gleichgültige Antwort. „Früher bildete ich mir dergleichen ein, weil Graf Harald gleich einem Vater für mich sorgte. Wie er dazu gekommen ist, mich erziehen zu lassen, als sei ich

ihm verwandt, müssen Sie besser wissen, lieber Prutz", fügte er mit einem lauernden Seitenblicke hinzu. Die Gelegenheit kam ihm äußerst erwünscht, denn er hätte längst gern hinter den Schleier geschaut, der die Vergangenheit verbarg, worin Graf Harald als Minister und sein Vater als Botschafter sich zu einem Zwecke verbunden hatten, der ihren Fall herbeizog.

„Sie irren, Herr von Lessel", warf Inspector Prutz ironisch ein, „Sie irren ganz gewaltig, wenn Sie glauben, daß ich wisse, wie Se. Exllellenz dazu gekommen ist, Sie gleich einem Sohne erziehen zu lassen Ich spielte früherhin eine zu untergeordnete Rolle im Vertrauen Sr. Excellenz."

„Mein Vater und Excellenz waren befreundet?" begann Reinhold, achtlos eine Cigarre ergreifend, die Prutz ihm mit lächerlicher Wichtigkeit darbot.

„Sehr befreundet! Excellenz schrieb stets eigenhändig an Herrn von Lessel und ließ nie von mir copiren. Alle andern Correspondenzen hatte ich als sein Geheimsecretär in der Hand."

„Weswegen nahm Excellenz seine Demission?"

„Sie wollen die Wahrheit hören, Herr von Lessel?" fragte Prutz, sich stolz in die Brust werfend, als wolle er die Wichtigkeit seines Urtheils geltend machen.

„Ich liebe keine Winkelzüge, wo von Thatsachen die Rede ist!“ antwortete Reinhold kalt.

„Excellenz mußte Ihres Vaters wegen abtreten“, entgegnete nun Prutz ebenso kalt.

„Wie? Ich denke, mein Vater ist einer Intrigue Sr. Excellenz zum Opfer gefallen?“ sprach Reinhold ganz gleichmüthig.

„O nicht doch! Graf Harald fiel einer kolossalen Indiscretion Ihres Herrn Vaters zum Opfer. Man hat Sie falsch berichtet, wenn man Graf Harald als den schuldigen Theil hingestellt. Graf Harald war eng befreundet mit Herrn von Lessel, er schätzte ihn wegen seiner Genialität und liebte es, ihn in den Kreis seiner nächsten Bekanntschaften zu ziehen. Aber — Sie entschuldigen meine Wahrheitsliebe — Ihr Herr Vater wurde durch seinen sprudelnden Geist, durch seine Sucht nach glänzenden Auszeichnungen zu Unvorsichtigkeiten hingerissen, die Graf Harald bloßstellten.“

„Ich dachte, daß sie beide einem Ziele zugestrebt hätten“, schaltete Reinhold ein.

Herr Prutz wagte es, sich noch stärker ins Wesen zu werfen.

„Ganz richtig, nur auf verschiedene Art und Weise und aus verschiedenen Gründen. Se. Excellenz hatte

das Wohl des Landes vor Augen, ging mit vorsichtiger Pflichttreue zu Werke und handelte nie eigenmächtig, wenn es galt, die Absichten und Meinungen seines Fürsten zu vertreten. Excellenz war viel mehr Staatsmann als Hofmann — Ihr Herr Vater war mehr Hofmann als Staatsmann. Sie wissen, es handelte sich darum, die liberalen Bewegungen im deutschen Volke zu ersticken, die sich zu unvernünftigen Forderungen steigerten."

„Sie sprechen gewagt, Herr Prutz. Die Zeit ist jetzt wiedergekehrt und der Liberalismus scheint oben zu schwimmen", unterbrach ihn Reinhold mit zweifelhaftem Lächeln.

„Was kümmert uns das hier!" rief Prutz ganz pathetisch. „Wir sind gegen Volksaufstand durch die Zufriedenheit und Liebe unserer Dorfbewohner gesichert und gegen Staatseingriffe durch unsere Gesetzestreue. Genug, wir sind loyal, Herr von Lessel!"

„Und wie lautet die Geschichte, wobei Graf Harald in Conflicte kam? Wir sind von unserm Thema abgeschweift."

„Kommen wir darauf zurück, daß Graf Harald mehr Staatsmann als Hofmann war; genug, Excellenz stimmte dafür, die zeitgemäßen Forderungen des Volkes zu berücksichtigen und zu befriedigen, um dadurch un-

ziemliches und ungebührliches Auftreten der Volksredner zu entwaffnen. Ihr Herr Vater huldigte dieser friedlichen Lösung nicht ganz, er redete dem System des Absolutismus das Wort und wollte den Volkswünschen zwar genügt wissen, aber als Gnadenact der Monarchie. Im Meinungskampfe wägt man die Worte nicht, mein lieber Herr von Lessel, und Staatsbeamten sollten streng vermeiden, darüber zu schreiben, solange die Wagschale schwankt."

Er schwieg, als habe er im Eifer zu viel gesagt. Reinhold fragte begierig:

„Thaten dies die beiden Freunde etwa? Nun, wer kannte aber den Inhalt der Briefe?"

„Ihr Herr Vater mochte sich anfangs mit einigen Andeutungen darüber übereilt haben", antwortete der Wirthschaftsinspector sichtlich befangen.

„Das klingt doppelsinnig — Sie haben mir Wahrheit versprochen!" fuhr Reinhold herrisch auf. Prutz lachte beleidigend und rief spöttisch:

„Wie Sie befehlen! Der König ließ Ihren Vater zur Rede stellen. Um sich zu vertheidigen und darzuthun, daß er auf ganz monarchischem Grund und Boden stehe, reichte er einen Brief des Grafen Harald ein, worin dieser seinen absolutistischen Meinungen entgegentrat und ihn warnte, sich nicht zu Ungerechtig-

keiten gegen das Volk hinreißen zu lassen, worin er ihn ermahnte, liberalern Anschauungen sein Ohr zu öffnen und die Volksinteressen mehr im Auge zu behalten. Genug, der Brief Sr. Excellenz exculpirte Ihren Vater."

„Solche Mittel ergriff mein Vater, um sich in der Königsgunst zu befestigen?" fragte Reinhold mit kaltem, festem Tone. „Weiter, Herr Prutz!"

Prutz zögerte. Er schien jetzt an einen Zeitabschnitt der vergangenen Geschichte zu kommen, wo er ebenfalls nicht richtig gehandelt. Ihm half sein Zögern nichts, denn Reinhold erklärte ihm, den Grafen Harald um den Schluß selbst befragen zu wollen.

„Nein, Herr von Lessel, lieber will ich selber sprechen, damit die Erinnerung an diese Erfahrungen das letzte Lebenslicht unsers guten Herrn Grafen nicht noch trübe. Nachdem Ihr Herr Vater seine guten loyalen Gesinnungen vollkommen bestätigt hatte, wendete sich der Zorn des Königs auf Se. Excellenz, der bis dahin der einzige Mensch im ganzen Reiche gewesen war, welcher sein volles und unbedingtes Vertrauen besessen. Er ließ ihn zu sich entbieten und überhäufte ihn mit Beschuldigungen, die alle darauf hinausliefen, daß Se. Excellenz sichtbar darauf ausginge, die monarchischen Principien zu stürzen und den Ideen der Constitutionen das Wort zu reden."

„Woher kennen Sie den Inhalt dieses Gesprächs so genau?“ fragte Reinhold plötzlich.

Prutz lächelte verlegen und strich seine Cigarre übermäßig stark ab.

„Ich sehe wohl, daß ich Ihnen nicht entgehen kann“, antwortete er mit erzwungener Laune, „also will ich nur meine Schandthat ebenfalls enthüllen. Ihr Herr Vater hatte sich dem Könige gegenüber auf meine Kenntniß aller Correspondenzen bezogen und darauf hingedeutet, daß ich ebenfalls wisse, wie schroff er meinem Herrn Grafen rücksichtlich aller liberalen Anschauungen entgegenstände. Ich hatte danach die Ehre, vor Se. Majestät beschieden und darum befragt zu werden.“

„Abscheulich! Abscheulich!“ stieß Reinhold aufgeregt hervor. „Solche Erbärmlichkeit kommt wohl kaum in der untersten Schichte der Staatsregierung vor! Der König befragte Sie, den Privatsecretär seines Ministers? Kaum glaublich! Der König Sie, und noch dazu persönlich informirte er sich, er befragte Sie und mein unglücklicher Vater hatte sich auf Sie bezogen — Mann, es ist nicht wahr, was Sie mir da erzählen!“

„Leider ist es wahr, und wenn Sie damals in der Demagogenwirthschaft gelebt hätten, so würden Sie noch ganz andere Erbärmlichkeiten kennen gelernt haben. Von oben herab kommt stets das Signal zu solchen

Ausschreitungen des Spionirsystems. Da werden auf allerhöchste Veranlassung Kammerdiener und Kammerfrauen, Bediente und Stubenmädchen, ja selbst Waschfrauen und Stiefelputzer in Bewegung gesetzt, um das demokratische Element zu durchforschen."

„Und Sie gaben sich ebenfalls willig dazu her?" fragte Reinhold, schon wieder beruhigt, mit sarkastischem Ausdrucke.

Prutz zuckte die Achseln. „Meine Meinungen stimmten mit denen Ihres Herrn Vaters überein —"

„Und Sie würden mit meinem unglückseligen Vater gestiegen sein, wenn er nicht gefallen wäre. Was that Excellenz bei den Vorwürfen des Königs?"

„Er besann sich nicht lange, sondern bat auf der Stelle um seine Entlassung."

„Hoffentlich erkannte Graf Harald alsbald, daß nicht böser Wille meinen Vater zu seiner Handlungsweise bewogen hatte?"

„Was Excellenz geglaubt hat, weiß ich nicht! Aber als er bemerkte, daß Ihr Herr Vater nicht die Resultate erzielen würde, die er mit seiner rücksichtslosen Verantwortung zu erringen gehofft, da schrieb oder vielmehr, da ließ er mich an Ihren Herrn Vater schreiben. Es ist der erste und einzige Brief gewesen, den er nicht eigenhändig an Herrn von Lessel gerichtet

hat. Excellenz warnte in diesem Briefe Ihren Vater und rieth ihm, seine Entlassung zu fordern, weil man ihn zu verabschieden im Begriff stehe. Ihr Herr Vater hatte wohl schon gefühlt daß sein Benehmen das Mißtrauen eher verstärkt als geschwächt hatte, also folgte er dem Rathe seines Freundes, der ihm edelmüthig einen öffentlichen Schimpf zu ersparen suchte; er bat eiligst um seine Entlassung und ging in sein Vaterland zurück."

„Um dort krank zu werden und zu sterben", schaltete Reinhold mit schmerzlichem Ernst ein.

Es entstand eine Pause. Inspector Prutz schüttelte sich, als sei er froh, endlich eine Last los geworden zu sein. Daß seine Offenbarung das Gemüth des jungen Herrn tief und unangenehm berühren mußte, lag in der Natnr der Sache. Seine Stellung im Schlosse erhielt dadurch einen andern Anstrich. Prutz gönnte gewissermaßen dem Herrn Reinhold die kleine Demüthigung, da es demselben seit seiner letzten Abwesenheit eingefallen war, einen gewissen herablassenden Ton gegen ihn anzunehmen und statt der frühern gefügigen Artigkeit oft herrisch aufzutreten. Außerdem zwang den Inspector ein unabweisliches Pflichtgefühl, die Ansicht Reinhold's zu corrigiren, als er den Grafen Harald dessen zieh, was sein eigener Vater verschuldet.

Nun war die Geschichte aufgeklärt und Reinhold konnte danach ermessen, mit welchem Edelsinn Graf Harald begabt sein mußte, um nach solchen Vorgängen dennoch den Sohn seines verrätherischen Freundes einer drückenden Lebenslage zu entreißen und ihn auf seine Kosten zu einer standesgemäßen Stellung heranbilden zu lassen.

„Damals kam ich hierher aufs Schloß", begann Reinhold mit einem tiefen Athemzuge wieder.

„Ja! Mich fanden Sie schon vor. Excellenz ließ es mich nie fühlen, daß er meinen momentanen Abfall von ihm kenne."

„Graf Harald ist der edelmüthigste, gütigste Mann, den ich kenne!" rief Reinhold bewegt.

„Und dennoch gilt er in der Welt für einen Staatsmann, welcher sich nicht gescheut, durch seine Ränke den Freund zu stürzen, wobei er freilich mit in die Grube gefallen, die er ihm gegraben haben sollte."

„Diesem Urtheile werde ich fortan zu widersprechen wissen", antwortete Reinhold feierlich und erhob sich vom Sopha. Sein ganzes Wesen drückte die Demüthigung aus, die er so eben durch die Aufklärung aller Verhältnisse empfangen hatte. Von allen hochfahrenden Ideen, welche sich durch die wahrlich unverdiente Güte des Grafen Harald in ihm festgesetzt hatten, war

er gründlich kurirt. Sein Inneres erlitt eine Umwandlung. Bis dahin gehörte es zu seinen liebsten Gedanken, ein kleines Besitzthum zu erringen und in beschaulicher Weise eine gewisse Berufsthätigkeit mit dem friedlichen Leben eines Landedelmanns zu verbinden. Es war dem jungen Manne nicht schwer geworden, sich in die Möglichkeit eines solchen Glückszufalls hineinzuträumen, weil er den fürstlichen Reichthum seines Wohlthäters kannte und fälschlich annahm, daß derselbe Gewissensbisse in Bezug auf seines Vaters Vergangenheit zu beschwichtigen habe. Die Offenbarung des richtigen Sachverhalts löschte alle Träume aus und stellte ihn dem Kampfe mit einem Welturtheile entgegen. Sein Ehrgeiz flammte auf. Die Schmach zu verwischen, die auf seines Vaters Namen ruhte, das zweideutige Lächeln der Eingeweihten zu bekämpfen, durch vollkommen ehrenhaftes Verfolgen seiner eingeschlagenen Laufbahn es vergessen zu machen, was sein Vater einst gesündigt, das wäre wohl der natürlichste Plan gewesen, der sich ihm aufdrängen mußte. Aber daran dachte er nicht. Andere Vorsätze erfüllten auf der Stelle seine ganze Seele. Mit einem geistigen Muthe begabt, der an Tollkühnheit grenzte, hatte er sich stets darin wohlgefallen, durch seine glänzende Beredtsamkeit Meinungen zu bekämpfen, die er selber erst als richtig aufgestellt, und

durch diese sophistischen Künste die innere edle Wahrhaftigkeit in sich selbst zu erschüttern. Diese Geistesspielereien lagen in seinem Naturell, aber sie hatten bis dahin wenig Einfluß auf seinen Charakter gezeigt. Das änderte sich in diesem schweren Momente, wo er durch das Andenken an seinen Vater gedemüthigt erschien. Mit derselben Leichtigkeit, mit der er seine Trugschlüsse anzuwenden pflegte, um Andere zu verwirren, wendete er dergleichen jetzt auf sich und seine Verhältnisse an. Er meinte es gerade nun nöthig zu haben, eine hohe und ausgezeichnete Weltstellung zu erkämpfen, um zu beweisen, daß er seines Vaters Grundsätze vorsichtiger und klüger anzuwenden verstehe. Er glaubte, um durch die Welt zu kommen, sei es nur nöthig, die Steuerruder richtig zu wählen und die Elemente zu sondiren, für welche dieselben bestimmt werden sollen. Er hoffte befähigt zu sein, jeder Partei nützen zu können, wenn er sich erst zum Dienste derselben verpflichtet hätte; also galt es jetzt, die Augen offen zu haben, sich energisch in einen Kampf mit den Weltverhältnissen zu werfen und das Feld zu suchen, wo er seine vielseitige Bildung verwerthen konnte.

Reinhold hatte sich ganz rücksichtlos seinem tiefen, peinlichen Grübeln überlassen. Als er sich demselben gewaltsam entriß und dabei rasch seinen Blick empor-

hob, trafen seine Augen mit denen des Inspectors zusammen. Eine volle Minute ruhten beider Blicke in einander. Trotz der Bedeutsamkeit derselben gab keiner von ihnen seinem innerlichen Gefühle Worte. Ueberzeugt, daß ihre Gedanken sich begegnet, reichten sie sich die Hand und schieden.

Siebentes Kapitel.

Der Inspector hatte Herrn Reinhold von Lessel pflichtschuldigst das Geleite bis zur Hausthür gegeben und ihm nachdenklich so lange nachgeschaut, bis jener in den Bosquets, die das Schloß von dieser Seite beschatteten, verschwunden war. In seinem intelligenten Gesichte sprach sich dabei eine große Selbstzufriedenheit aus, die erst dann einem gewissen Unbehagen wich, als er mit seinen Gedanken zu sich selbst zurückkehrte. Er strich sich wiederholt über die Stirn, als wolle er von dort allerlei Bedenken wegtreiben, und richtete seinen Blick zu dem Schlosse, als wolle er sagen: „Was büße ich ein mit meiner geschickt angebrachten Offenherzigkeit? Nichts, gar nichts! Was gewinne ich dadurch? Vielleicht einen Protector! Man muß jeden möglichen Vortheil aus seiner Stellung zu ziehen suchen!"

Nach diesem stillen Raisonnement ließ er seine Augen über das Plateau schweifen. Es war mittlerweile nächtliches Dunkel eingetreten und die Sterne blitzten am tiefblauen, klaren Himmel. Der Inspector ging mit sich zu Rathe, was nun für den Abend geschehen könne, um die ausgefallene Whistparthie im Schlosse zu ersetzen. Zu Hause bleiben, im Gewühle der Kinder, unter langweiligen Gesprächen mit der wirthschaftlichen Gattin? Das war unmöglich! Aber was thun? Sein Entschluß stand bald fest. Man mußte ein Spielchen arrangiren, wie man dies stets an den Abenden that, wo man unter sich Gesellschaft gab. Aber wo ließ sich dies am besten improvisiren? Beim Amtmann? Bewahre, die würdige Frau Amtmännin war Herrscherin des Reichs und wußte ihrem Hausherrn kundzugeben, daß sie abends Ruhe nöthig habe. Beim Förster? Tante Bertram, die zeitige Hausregentin, war nicht die Dame, die mit sich spielen ließ. Was blieb also übrig, als zusammen in die Bergschenke zu gehen, wo sie zugleich am jovialen Wirth Evers den vierten Mann gewannen.

Gedacht — gethan. Der Inspector machte sich auf den Weg zur Schenke, klopfte beim Vorübergehen ans Fenster der Försterei und beauftragte die hübsche Toni, die das Fenster flink öffnete, ihren Vetter Horink

hinüber zum Gevatter Evers zu senden, weil man dort ein Spielchen machen wolle. Der Förster solle den Amtmann mitbringen.

Die Sache war im Umsehen gemacht. Kaum eine Viertelstunde später saßen die Herren, welche heute im Schlosse nicht gebraucht werden konnten, einmüthig zusammen in der großen, reinlichen Gaststube und spielten Whist. Dazwischen besprachen sie aber die Ereignisse auf dem Schlosse, die sie heute hierher verschlagen hatten.

Sie gestanden sich unverhohlen ein, daß mit dem zu fürchtenden Tode des alten Grafen ein ganz anderes Regiment auf der sogenannten Schloßhöhe eintreten werde; die patriarchalische Gastfreundschaft höre mit seinem Leben auf und mache ganz sicherlich jener stolzen und steifen Geselligkeit Platz, worin Geburt, Stand und Rang abgewogen würden, meinte man einstimmig.

„Es wird unserer Glückseligkeit auf Erden gerade keinen Abbruch thun", sprach der alte, würdige Amtmann in mürrischem Tone, den er selbst beibehielt, wenn er seiner Freude Worte gab, „allein was man gewohnt gewesen ist, erscheint uns schließlich oft als ein Recht. Wir gehören nun einmal zum Schlosse und haben treu zu Excellenz gehalten, seit er hier Ruhe und Erholung gesucht hat. Finden wir uns nun

eines Tages ausgeschlossen von den ländlichen Geselligkeiten, so wird uns dies erbittern."

„Ganz recht, lieber Amtmaun", erwiderte der Inspector mit feinem Lächeln. „Es gibt Gesellschaftsrechte wie Völkerrechte; was uns gewährleistet ist, müssen wir haben, sonst rebelliren wir."

Der Förster hob seine ruhigen, offenen, braunen Augen von den Karten, die er eben zu mischen bereit war, empor und sagte: „Mir scheint die Einladung zum Diner auf morgen eine Vermittelung zwischen unsern erworbenen Rechten uud den übernommenen Pflichten Sr. Excellenz anbahnen zu sollen. Bemerken möchte ich nur, daß unsere Rechte sich auf nichts stützen als auf unsere eigene Bereitwilligkeit, dem Grafen Harald als Partner im Whist zu dienen. So geht's mit vielen von unsern sogenannten Rechten. Wir ergreifen, was uns erfreut, bedienen uns dessen, was uns nützt, und gründen darauf Ansprüche, während wir nur Dankbarkeit empfinden sollten."

„Sie betrachten Alles vom Standpunkte der Naturrechte", spöttelte der Inspector.

„Ganz recht, lieber Inspector", war des Försters Entgegnung, wobei er genau den Ton parodirte, in welchem dieser vorhin dem Amtmann geantwortet hatte. Es gibt Naturrechte und Naturgesetze, welche unsere

Empfindungen regeln müssen, wenn wir einer feinern Sphäre gemäß leben wollen, als diejenige ist, welche jetzt in der Rebellion sich wohlgefällt."

„Pardon, Herr Förster", rief der Inspector lachend. „Ich vergaß, daß Sie Alles auf die unglückseligen Märztage des vorigen Jahres beziehen, was einer Opposition ähnlich sieht."

„Nur keine Politik, meine Herren", brummte der Amtmann. „Um Gotteswillen, nur keine Politik, sonst reiße ich aus!"

„Fürchten Sie nichts, lieber Amtmann", meinte der Förster beschwichtigend. „Ich halte politische Debatten für das ungesundeste Vergnügen, und nachdem ich unserm Freunde Prutz eine allbekannte Devise ins Gedächtniß gerufen habe: Ehre und Achtung denen, welchen sie gebühren, wird sich wohl unsere Differenz in der Beurtheilung von Rechten und Pflichten bezüglich Sr. Excellenz ausgleichen."

Der Inspector biß sich auf die Lippen, unterdrückte klugerweise jede Entgegnung und untersuchte mit erheucheltem Eifer die Karten, die ihm der Förster zutheilte. Dieser wendete sich unterdeß zum Amtmann und fragte: „Wird Ihre Frau der Einladung Sr. Excellenz Folge leisten?"

„Wahrscheinlich; wenigstens sah ich, daß sie ihr

Staatskleid einer Musterung unterwarf. Weiber denken ja stets, daß sie an einer Grafentafel nur im höchsten Staat erscheinen dürfen", murrte der Amtmann.

„Meine Tante Bertram hat mit richtigem Takte die Einladung für sich und Toni abgelehnt", sprach der Förster.

„Warum das?" fragte der Inspector überrascht. „Werden Sie bei Ihren loyalen Gesinnungen dulden, daß man den alten Herrn durch dergleichen Renitenzen kränke?"

„Da ich, nach Ihrer eben gemachten Aeußerung, Alles vom Standpunkte des Naturrechts betrachte, so wird es Ihnen nicht befremdlich erscheinen, wenn ich meiner Tante nicht den geringsten Zwang anlege. Sie ist als selbstständig zu betrachten und daher frei von jeder Pflicht gegen Excellenz", antwortete der Förster ruhig.

„Sophistereien!" murmelte der Inspector. „Wem Ehre und Achtung gebührt, dem muß man sie in allen Fällen zollen. Madame Bertram hat sich ihrer jetzigen Stellung gemäß zu betragen und darf nicht hochmüthig ablehnen, wo der Herr befiehlt."

„Sie haben Unrecht", entschied der Amtmann, mürrisch seine Karte auswerfend. „Was geht Frau Bertram unsere Excellenz an? Wenn sich der Proceß

ihrer verstorbenen Tochter zu Gunsten Toni's wendet, so wird es ihr nicht lange mehr auf unserer Schloßhöhe gefallen."

Bis dahin hatte Herr Evers, der Gasthofsbesitzer, nur mit schweigender Theilnahme der Unterhaltung sein Ohr geliehen. Bei dem Worte „Proceß" fuhr er aber unter komischer Pantomime in die Höhe und rief dem Amtmann zu:

„Um Gotteswillen, Herr Amtmann, reden Sie nicht von Processen, wenn Ihnen mein Verstand lieb ist!"

„Haben Sie Processe, Evers?" fragte der Inspector verwundert und die übrigen Herren sahen ihn ebenfalls erstaunt an.

„Herr Förster, Sie wissen's ja", erwiderte Evers unmuthig. „Wegen der Wiesenecke, die der Wittwe Ihres seligen Bruders gehört. Es ist eine leidige Geschichte. Der Proceß währt nun schon jahrelang und kostet uns ein heilloses Geld, aber das Ende desselben ist nicht abzusehen, da ich nicht zurück kann und Ihre Schwägerin nicht zurück will."

„Oder umgekehrt, Gevatter Evers!" sagte der Förster munter. „Geben Sie nach, es würde Ihnen alle Ehre machen, wenn Sie als reicher Mann der Wittwe die fernern Unkosten ersparten."

„Es geht nicht, Herr Förster", erklärte der Gastwirth. „Meine Ehre leidet es nicht!"

„Nun, so processiren Sie nur weiter", meinte der Amtmann ärgerlich und blickte auf seine ausgeworfene Karte, die unbeachtet geblieben war.

„Ich dächte, es gebe noch andere Mittel, Processe, die uns quälen, ärgern, erbittern und Geld kosten, zu endigen", sagte der Inspector leichthin. „Wenn man einen hübschen Neffen hat und der andere Part hat eine hübsche Tochter, so ist ja nichts natürlicher, als durch eine Heirath den Proceß zu endigen. Wenn mir recht ist, Gevatter Evers, habe ich von meiner Aeltesten, die, beiläufig gesagt, ein Wettermädel ist, schon die Andeutung gehört, daß Ihr Schwestersohn, der Dietrich Haberhorst, nur Augen für Klärchen Horink hat."

„Daran zweifle ich", warf der Förster freundlich ein. „Herr Dietrich Haberhorst hat für alle hübschen Mädchen Augen, und unsere Mädchen und Frauen thun alles Mögliche, um den jungen Herrn, den man für den muthmaßlichen Bergschenkenwirth ansieht, noch eitler und leichtsinniger zu machen, als er schon von Natur ist."

„Lassen wir Mosje Dietrich Haberhorst nun ruhen und spielen wir weiter", murrte der Amtmann. Man spielte und der Vorschlag des Inspectors wurde keiner

weitern Besprechung werth befunden. Auf den Förster hatte es peinlich eingewirkt, seine Nichte, die er überaus lieb hatte, mit dem leichtsinnigen Dietrich Haberhorst zusammengestellt zu sehen. Dietrich's ganzes Wesen war freilich geeignet, einem jungen Mädchen von weniger Erfahrung den Kopf zu verdrehen, aber daß es dem jungen Manne gelungen sein sollte, sich Klärchen's Neigung zu erwerben, daran zweifelte der brave Förster, weil er Mädchenherzen nicht zu beurtheilen wußte. Der Gedanke an den Vorschlag des Inspectors machte ihn innerlich zerstreut. Er hätte sehr gern nähere Nachforschungen darüber angestellt, was das älteste Töchterchen des Inspectors weiter über ein Verhältniß gesprochen, das ihm im Grunde der Seele zuwider gewesen sein würde. Blößen durfte er sich indeß nicht geben um Klärchen's willen, also versteckte er seine Besorgnisse und spielte ruhig weiter.

Die Familie des Försters Horink war sehr geachtet im Dorfe, was man von der Familie des Gastwirths Evers nicht unbedingt sagen konnte. Man unterschied im Dorfe sehr wohl die Schloßleute, die sich vermöge ihrer Dienststellung zum Grafen halten mußten, von denjenigen Bewohnern der Schloßhöhe, die sich aus Hochmuth zu diesem Kreise drängten und durch ihre Dünkelhaftigkeit Veranlassung zu Spöttereien gaben.

Seitdem der Bergschenkenwirth sein Haus neu eingerichtet und sich die Sonntagsgesellschaften der Dorfbewohner verbeten hatte, war er gründlich in Mißcredit gekommen. Als nun gar, unmittelbar nach dem Tode seiner Frau, der Schwestersohn des Gastwirths Evers eintraf und den feinen und gelehrten Oekonomen spielen wollte, da war es vollends aus mit allen Dorffreundschaften. Man betrachtete kopfschüttelnd den jungen Dietrich Haberhorst, der gleich einem Grafensohne auftrat und die Wirthschaft seines Onkels nach neuern Grundsätzen zu einer Musterwirthschaft erhob. Wäre Dietrich Haberhorst ein ernster, stiller Mann gewesen, so hätte man vielleicht die Zeit abgewartet und erst geprüft, ob die Cultur des Landes unter den Reformen sich heben würde; allein Dietrich Haberhorst war ein bildhübscher, lustiger, leichtfertiger Mensch, der es im Geschäft zwar ernst meinte, aber außerdem zu allerhand Allotrien aufgelegt war. Fürs erste machte er allen Mädchen im Dorfe weiß, daß es in seiner Heimat durchaus keine hübschen Mädchen gebe und daß er gar nicht wisse, wie ihm geschehen, als er hier lauter Engelsgesichtern begegnet sei. Nach dieser Erklärung brannten alle Frauenzimmer danach, von dem übermüthigen Dietrich bemerkt zu werden, aber die ehrbaren Männer ließen es ihn fühlen, daß dergleichen

Albernheiten durch Hohn und Spott bezahlt werden müßten.

Auch der Förster Horink hielt seinen Tadel nicht zurück. Er gehörte zu den ehrenfesten Stämmen des Dorfes, die mit ihrem Urtheile die kleine Welt regieren, worin sie leben. Seit Menschengedenken waren die Horink Forstverwalter in der Grafschaft Bärenberg gewesen. Sie hatten noch die Tage der Macht und des Ansehens mit erlebt, wo die Grafen Bärenberg auf Bärenburg landesherrliche Gewalten vermittelst ausgedehnter Privilegien ausübten und ihre Stimme auf den Reichstagen und bei Reichsbeschlüssen von Gewicht war. Vom Vater auf den Sohn erbte die Forstverwalterstelle seit jenen glorreichen Tagen, und als vor mehreren Jahren es geschah, daß ein Horink verstarb, ohne einen präsumtiven Erben der Försterstelle zu hinterlassen, da gab der jetzige Förster unverzüglich seine Stellung auf und kehrte in die Heimat, in das Haus seiner Väter zurück.

Ruhig, ohne Ueberhebung und dennoch seiner Stellung sich bewußt, die ihn in ehrenvolle Vertraulichkeiten mit der Grafenfamilie verflocht, lebte Förster Horink seinem Bernfe und fand reichlichen Lohn in der Erfüllung seiuer Pflichten. Seine Bildung überschritt vielleicht nicht die gewöhnliche seines Standes, aber er

hatte ein Verständniß für alle Lebensverhältnisse wie für alle Weltereignisse und richtete sich stets nach dem Urtheilsspruch seines edeln und kräftigen Gemüths. Dadurch regelte sich sein Benehmen zu einer Form, die ihn weit gebildeter, klüger und feiner erscheinen ließ, als er sich zu geben beabsichtigte.

Dadurch gerieth er jedoch beständig in Hader mit dem Inspector Prutz, der eine höhere Bildung genossen, eine gewisse Weltweisheit aus dem Verkehre mit hochgestellten Männern geschöpft hatte und alle Lebensverhältnisse und Weltereignisse stets unter die Kritik seiner Selbstsucht stellte. Beide Männer bildeten einen schroffen Gegensatz in Ansehung ihrer Gefühle, aber sie trafen wiederum zusammen in der gewissenhaften Sorgfalt bei Ausübung ihrer Geschäftsthätigkeit. Sie achteten sich um deswillen, tadelten sich indessen gegenseitig ganz unverhohlen, wenn es darauf ankam, ihre abweichenden Meinungen geltend zu machen.

Der Inspector ärgerte sich besonders über die treue Ergebenheit des Försters, die sich bis auf die kleinsten Verhältnisse erstreckte, welche auf seinen Verband mit dem gräflichen Hause Bezug hatten. Der Inspector wußte, daß der Förster Aufklärungen über alle Familiengeschichten der Grafen Bärenberg geben konnte. Da es in seinem Interesse lag, beim voraussichtlichen

Tode des Grafen Harald davon unterrichtet zu sein, so hatte er in der letztern Zeit seine ganze Schlauheit aufgeboten, Nachrichten über die Erbfolge in der Familie einzuziehen. Man hatte ihm von anderer Seite mitgetheilt, die Gräfinnen Bärenberg hätten durch den Machtspruch eines Kaisers von Deutschland die Rechte der Succession, im Falle der Stamm auszusterben drohe. Eine Anfrage beim Amtmann hatte keinen Erfolg gehabt. Der Amtmann wies ihn an den Förster Horink, der in dergleichen Dinge eingeweiht sei. Förster Horink war aber nicht zu bewegen gewesen, die gewünschte Auskunft zu geben. Er gestand ein, es zu wissen, meinte indeß, die Folge werde lehren, was für Rechte Graf Harald und Comtesse Dora Bella haben würden.

„Ei", antwortete der Inspector ärgerlich, „mir ist die Sache nicht gleichgültig und ich muß den Sachverhalt zu erforschen suchen, da es eine Lebensfrage für mich sein wird. Ich kann nicht darauf rechnen, von dem neuen Stammherrn mit derselben Großmuth honorirt zu werden wie von Excellenz. Bei den Staatsumwälzungen, die überall in Aussicht stehen, würde es mir nicht schwer werden, unter dem Schutze meines Herrn Grafen, der fälschlich im Rufe steht, als Märtyrer seiner freien Ansichten gestürzt zu sein, jetzt eine

hervorragende Stellung zu erringen. Der Geheimsecretär eines liberalen Ministers ist ein Mann, zur jetzigen Zeit brauchbar für Fürsten und für das Volk."

„Bleiben Sie, wo Sie sind, Inspector", sagte der Förster mitleidig lächelnd.

„Mit Ihren Weltanschauungen beurtheilt, mögen Sie Recht haben, aber mein Geist regt sich in einer so glücklichen Zeitperiode, wo man im Umsehen ein Portefeuille haben könnte."

„Auf loyalem Wege?" fragte der Förster kurz.

„Was ist zur Zeit daran gelegen, ob loyal, ob nicht! Man muß zugreifen, wenn die Wellen der Volksbewegung uns nahe kommen; man muß Talent zum Klettern zeigen, wenn es eine Höhe zu erklimmen gilt."

„Wer schon einmal verunglückt ist bei derartigen Experimenten, der sollte billig den Muth und die Lust verloren haben, sich gleichem Unglücke auszusetzen", meinte der Förster sehr ruhig und gemessen.

Damit waren des Inspectors Nachforschungen denn für immer abgebrochen, wenn er sich nicht ähnlichen Zurechtweisungen aussetzen wollte. Er hatte durch dies Gespräch die Ueberzeugung gewonnen, daß der Förster seine ganze Vergangenheit, soweit sie mit derjenigen des Grafen Harald zusammenhing, kannte,

und spürte keine Lust weiter zu nähern Auseinandersetzungen.

Die Erfahrung hatte zur Folge, daß er Reinhold von Lessel die eigentliche Grundlage seines Verhältnisses zum alten Grafen offenbarte. Er berechnete ganz richtig, daß Reinhold's Ehrgeiz sich energisch aufbäumen würde, wenn er nach dem Tode seines Wohlthäters auf sich selbst angewiesen werden sollte. Gut, so mochte denn der junge Mann in ihm einen Menschen sehen, der gebraucht werden konnte, der aber andern Falls beachtet und geschont werden mußte um leidiger Geheimnisse willen.

Achtes Kapitel.

Die Nacht war längst angebrochen, als die Herren in der Bergschenke ihr Whistspiel beendeten und sich anschickten, nach Hause zu gehen.

Während sie alle drei schweigend am Wasserfall hinaufgingen, hörten sie von fern den raschen Schritt eines Pferdes, der sich schnell näherte. Der Amtmann blieb stehen und blickte mit vorgestrecktem Kopfe zurück nach der Dorfstraße, die sich jenseits des Wasserfalls hinabzog.

„Es wird Dietrich sein", erläuterte der Inspector und betrat die Brücke, um hinüberzukommen, bevor der Reiter die Höhe erreicht hatte.

„Ach ja! Gevatter Evers sagte, sein Herr Neffe sei in der Nachbarschaft auf Besuch", brummte der Amtmann. „Unsereins geht solchen kleinen Besuchsweg,

den man durch Wald- und Bergpfade verkürzen kann. Unsereins schont die Pferde, aber Herr Dietrich Haberhorst reitet gleich einem Junker."

„Was Sie nur gegen den armen Menschen haben!" schalt der Inspector. „Dietrich ist ein Kind der Zeit."

„Und ich ein Greis der Vorzeit", fiel der Amtmann grämlich ein. „Wir wollen sehen, wer weiter kommt! Die Kinder der Zeit lieben den Qualm, den Rauch und Dunst, wir Greise der Vorzeit qualmten nicht mit blöden Augen in die Welt hinein und machten verständigen Leuten keinen Dunst vor."

„Nun, was Dietrich für Verbesserungen in der Bodencultur eingeführt hat, das sieht nicht gerade aus, als sei es blauer Dunst", sprach der Inspector. „Nicht wahr, Förster Horink, seine Anpflanzung auf dem Kahlkopfsberg zeigt von praktischem Verstande?"

„Allerdings", erwiderte der Förster. „Der junge Mann kommt aus einem Lande, wo die Cultur jede Handbreit Land zu verwerthen sucht." Er schwieg und horchte nach der Landstraße hinab. Das Pferdegetrapp hatte aufgehört.

Der Inspector warf seine scharfen Augen schnell nach der Gegend, wo sich der Reiter befinden mußte. Ein leichter Sternenschimmer erhellte die nächste Umgebung.

„Da haben wir's ja! Dietrich hält vor Klärchen's Fenster und sieht schmachtend hinauf", sprach er lachend. „Meine Aelteste scheint Recht zu haben!"

Der Förster wendete sich und ging rasch aufwärts. Die andern Herren folgten.

Einige Minuten später hatten sie die Höhe erreicht und standen vor der Försterei. Der Reiter passirte in demselben Moment die Brücke und verschwand hinter der grünen hohen Hecke, welche die Bergschenke umzäunte.

„Es war Dietrich!" sprach der Inspector, dem der Widerwille des Försters nicht entgangen war, hohnneckend und reichte dem Förster mit einem „Gute Nacht!" die Hand.

Schadenfroh sich die Hände reibend, ging er dann mit dem Amtmann weiter. An der Pforte des Amthofs angekommen, legte er seine beiden Hände fest auf die Achseln seines stämmigen Begleiters und flüsterte hämisch:

„Haben Sie's gemerkt, Amtmann? Dem Förster stieg's zu Kopf, daß Dietrich seiner Nichte Klärchen die Cour macht. Passen Sie auf, das gibt eine Skandalgeschichte!"

„Ich glaube nicht, Inspector, daß Sie die Freude haben werden, auf der Schloßhöhe einen Skandal zu erleben. Die Luft hier oben taugt nicht dazu. Gute Nacht!"

Der Amtmann verschwand in der Pforte und der Inspector setzte seinen Weg allein fort. Allerlei Gedanken durchkreuzten sich in seinem Gehirn, während er den letzten breiten Terrassenweg hinaufging, der unmittelbar an die Bosquetanlagen des Schloßplatzes sich anschloß. Langsam stieg er die letzten Stufen aufwärts und blieb dann stehen.

Vor ihm breitete sich das ganze schöne Plateau aus, worauf das Schloß in imposanter Schönheit lag. Selbst in dem matten Sternenschimmer sah es prachtvoll aus und gewann durch die duftige Luft und die hehre Stille noch an romantischem Reiz. Der Inspector schlug die Arme unter und heftete seinen Blick, in dem sich Begehrlichkeit aussprach, auf dies Gebäude, welches für ihn der Inbegriff des höchsten irdischen Glücks war. Hier herrschen, hier thronen zu können — was waren dagegen die höchsten Ehrenstellen im Staatsleben, in denen es erforderlich war, sich vor einem noch Höhergestellten zu beugen! Wie sollte jemals ein Besitzer dieses Paradieses Fürstendienste übernehmen können, wodurch seine Unabhängigkeit geschmälert wurde! Der Inspector begriff es nicht, für das Wohl Anderer ein solches Ruheleben opfern zu können, er kannte die geistige Befriedigung nicht, welche in der Ehre einer edlen Wirksamkeit liegt.

Weiter vorschreitend, sodaß die ganze Façade von ihm überblickt werden konnte, entdeckte er plötzlich trotz der weit vorgerückten Nacht Licht im Schlosse, Licht in den Fremdenzimmern — also hatte der angekommene Gast, den man als den muthmaßlichen Erben des Grafen Harald bezeichnete, noch keine Ruhe gefunden — Licht im östlichen Thurm, wo Excellenz wohnte, Licht im westlichen Thurm, wo Gräfin Elisabeth residirte. Sie waren alle noch wach, die bei diesem Wiedersehen betheiligt schienen!

Der Inspector wunderte sich nicht darüber. Er hatte es noch nicht vergessen, daß Askan's Abschied vom Schlosse ein schmerzliches Ereigniß gewesen war, welches selbst durch die Ankunft der jungen, schönen Gattin des Grafen Harald nicht ganz verschmerzt werden konnte. Wie aufregend mußte jetzt das Wiedersehen gewesen sein!

Ihm selber war die Wiederanknüpfung des schönen Verhältnisses zwischen der gräflichen Familie und Graf Askan keineswegs erfreulich. Er hatte den Knaben nie geliebt und der Knabe Askan hatte instinktmäßig seine gezwungene Freundlichkeit stets schroff zurückgewiesen. Gestaltete sich bei ihrem Begegnen diese gegenseitige Kälte ebenso, dann war seine Stellung für späterhin stark gefährdet. Wie sehr er diese Wahr=

scheinlichkeit fürchtete, haben seine Vorsichtsmaßregeln schon hinlänglich verrathen.

Langsam, sehr langsam schlenderte er auf dem breiten Kiesweg gerade auf das Schloß zu, welches er auf seinem Weg nach Hause nicht zu berühren brauchte. Ihn folterte das Verlangen, in die erleuchteten Zimmer hineinsehen und die Bewohner desselben belauschen zu können. Aus ihren Mienen, aus ihren Blicken hätte er errathen wollen, was geschehen sei an diesem ersten Abend und was geschehen werde in der folgenden Zeit. Sein Bemühen war vergeblich. Er konnte nirgends hineinblicken in diese unerreichbar hohen Zimmer, und die darin weilten, ahnten nicht, daß in ihrer Umgebung ein Mann mit gefährlicher Neugier im Grund ihrer Seele zu forschen versuchen würde, wenn sie sich seiner Scharfsicht bloßstellten.

Neuntes Kapitel.

Die Nacht war weit vorgerückt, als Graf Harald, von Askan unterstützt, das Gemach seiner Schwester verließ, um nach den mannichfachen Aufregungen des Tags endlich die Ruhe zu suchen. Der alte Herr sah sehr zufrieden aus, während er am Arm des jungen Mannes, den er gleich einem Sohn liebte, den Corridor entlang schritt, voran der alte Kammerdiener, mit einem großen Armleuchter bewaffnet.

Gräfin Elisabeth blieb allein. Sie öffnete das Fenster und schaute in die schweigende, ruhende Natur. Sie horchte auf das Rauschen des Wasserfalls und ließ den Blick auf den Ruinen der Bärenburg ruhen, die sich in dunklen Umrissen gegen den lichten Himmel abzeichneten. Ihr Gesicht verrieth deutlich eine erhöhte innere Stimmung. Zu dem stillen Frieden in ihren

Mienen hatte sich der Ausdruck einer sanften Freude gesellt. Ihr erschien der Sternenglanz des Himmels als die Verkündigung einer frohen Zukunft. Ihr poetischer Sinn gefiel sich darin, diese funkelnden fernen Weltkörper Gotteslichter zu nennen und sie als eine Verheißung ewiger Glückseligkeit zu betrachten.

In der Einsamkeit dieses Lebens alt geworden, hatte sich Gräfin Elisabeth gewöhnt, vor dem Schlafengehen in das Wesen der Natur zu blicken und den leisen Regungen zu lauschen, die ihr das Dasein eines höhern Wesens verkündeten. Es war ihr eine unaussprechliche Lust, allein mit ihren Gedanken vor dem Auge dessen zu sein, dem keine Regung des Gemüths fremd und verborgen bleibt. In der Atmosphäre der Nacht beseelte sich ihr Wesen und eine wunderbare Schwärmerei führte sie in ein Leben der Phantasie, wohin die Schatten des Alters niemals drangen. Dem Irdischen entrückt, durchirrte sie mit ihren Gedanken eine Unendlichkeit voll phantastischer Gebilde. Waren es Träume verflossenen Glücks, welche sie dabei heraufbeschwor? Nein, es waren Schwingen des Geistes, die sie emporhoben aus dem irdischen Walten, es waren Schwingen der Poesie, die ihr ein Eden eröffneten, worin sie, unbeirrt vom Alter, von der Prosa ihres stillen Lebens ausruhte in göttlichem Frieden.

An diesem Tage, wo sie durch Erinnerungen zur Vergangenheit zurückgeführt worden war, strömte der Gedankenquell lebhafter um Gräfin Elisabeth und ihr Herz pochte wärmer. Die Bilder, welche ihr Askan überbracht, traten in den Vordergrund ihrer Träume, die Erinnerungen, die sich damit verbanden, umschwebten sie. Aber ohne Schmerz, nur als sichtbare Zeichen einer lange entschwundenen Zeit wirkten sie auf sie ein. Sie vergegenwärtigten ihr die Jugend ihres Lebens, wo sie in Beziehungen zu dem Fürstenpaar gestanden, welches ihr huldvoll das Gedächtniß daran bewahrt.

Gräfin Elisabeth schloß das Fenster und ließ sich in ihrem Lehnstuhl nieder. Vor ihr auf dem Tisch lagen die Bilder in dem Etui. Die alten ehrwürdigen Gesichter lächelten sie aus dem Goldrähmchen an, aber sie stimmten nicht mit dem Gefühl überein, das sich in der Gräfin unter der zauberischen Einwirkung der nächtlichen Atmosphäre entwickelt hatte. Der Friede des Alters und die Ruhe eines abgeschlossenen Lebens lagen zwar in den edlen Zügen, doch hatten die Charakterbildungen mit scharfem Meißel Linien in die Gesichter gezogen. Hier, in den scharf zusammengekniffenen Mundwinkeln des Fürsten, sprach sich deutlich die jetzt durch Zeitereignisse hervorgerufene und stark auftretende

Herrschsucht und Intoleranz aus, die er freilich mit der Benennung „Consequenz“ geltend machte. Und das schlaffe, süßliche Lächeln der Fürstin, gab es nicht zu erkennen, wie bequem sie es fand, mit Gebeten und frommen Werken ihre Zeit zu füllen, statt des Gemahls Seele zu heben und seine schlummernde Geisteskraft für die edlen Bestrebungen der Gegenwart zu wecken?

Wie wenig glichen diese zwar friedlich lächelnden, aber dennoch innerlich verbitterten, ihrem Volke zürnenden Herrscher den Bildern, die Elisabeth von ihnen im Gedächtniß trug! Sie blickte zurück auf jene Zeit, wo sanfte Schwärmerei und das Feuer eines romantischen Enthusiasmus die edlen Züge des Fürsten verklärten, wo er die Thräne süßer Rührung und tiefglühender Begeisterung nicht verbarg, wenn sie mitsammen „Die bezauberte Rose“, „Louise“, „Hermann und Dorothea“, Voß' reizende Idyllen, Houwald's rührende Dramen und noch hundert andere Werke lasen, die damals alle jungen Gemüther bis zur Exaltation aufregten.

Eine lange, lange Zeit war verflossen, aber sie wußte Alles noch genau, als sei es eben geschehen. Ihr Leben war ja ein einsames gewesen, worin sich nichts vergißt, was beglückend und traurig eingewirkt hat.

Aus dem lichten Nebelgewölk der Vergangenheit traten die Gestalten hervor, um sich zu den Scenen zu gruppiren, in welchen diese beiden Fürstenbilder wichtige Rollen gespielt hatten. Wie deutlich, wie lebhaft stand es vor ihrem Gedächtniß, was sie damals erlebt! Gräfin Elisabeth sah sich mit ihrem Vater am Hofe eines nordischen Herrschers, wohin er durch wichtige Zeitereignisse geschleudert war, um zu schlichten, um zu rathen und zu erklären, damit nicht durch Mißverständnisse gestört werde, was eben erst im Feuer der Vaterlandsgefahr zu haltbaren Banden geschmiedet worden war. Gräfin Elisabeth begleitete den Vater. Ihre Mutter hatte sie verloren und im ersten Schmerz dieses Verlustes wollte sich ihr Vater nicht von ihr trennen.

Sie war noch jung und der Reiz der Jugendblüte, welcher jedes Mädchen umfließt, wurde durch ihr schwärmerisches, poetisches Wesen beträchtlich erhöht, namentlich in den Augen derer, die gleichgestimmt mit ihr sich fühlten.

Unbewußt der Vorzüge ihres Wesens gab sich Elisabeth lieblich und unschuldig dem Zauber des fremdartigen Lebens hin und wurde von dem exaltirten Hofpersonal als eine verkörperte Muse betrachtet.

In jener nordischen Residenz war es, wo sie dem Fürstenpaar, das so eben verlobt worden war, begegnete. Dort, in der Pracht eines märchenhaften Lebens, geschah es, daß sich täglich Berührungspunkte in den gleichmäßig geistig-romantischen Gemüthern fanden, die Elisabeth mit dem Fürsten, welcher damals als zweiter Sohn seines Hauses noch gar keine Anwartschaft auf den Thron hatte, zusammenführten, während seine verlobte Braut, die Schwester des nordischen Herrschers, weder durch Schönheit noch durch Geist den feurigen Sinn desselben zu fesseln vermochte.

Aber es bedurfte nur eines Moments, um Elisabeth von der Gefahr, in der sie schwebte, und von dem Unrecht, welches sie einer Braut zuzufügen im Begriff stand, zu unterrichten, und der Zauber war gebrochen.

Auf einem Balle, wo Elisabeth, von den huldigenden Worten und Blicken des Fürsten gleichsam berauscht, mit ihm tanzte, entfloh den Lippen dieses Mannes ein gewichtiges Wort — Gräfin Elisabeth lächelte bei der Erinnerung an dieses Geständniß — und Elisabeth hatte keine andere Entgegnung für den wildbewegten Mann, als: „Wehe dem, der sein Leben im Glück verträumen will!"

Ja, dieser Fürst mit dem strengen, intoleranten Zug

um die Lippen hatte damals gesagt, daß er ihretwegen alle Bande zerreißen, daß er allen seinen Rechten entsagen und als ihr Gatte mit ihr in eine Einsamkeit fliehen und der Liebe, der Kunst und der Literatur leben wolle!

Gräfin Elisabeth nahm sein Bild ganz nahe und vertiefte sich in den Blick seines Auges. Das Feuer des Geistes war darin ganz verkühlt — ein Beweis, daß es niemals echt und wahrhaft geglüht hatte.

Sie leugnete es sich selbst noch jetzt nicht ab, daß ihr reines, unschuldiges Herz damals unter seinen Blicken erwacht und in heftige Wallungen gerathen war. Sie hatte, erzitternd vor Schmerz, an diesem Abend ihrem Vater den Abgrund enthüllt, dem sie willenlos nahe gekommen war, und hatte ihn um Rath und Beistand angefleht. Des Vaters Rath legte jedoch noch eine schwere Pflicht zu ihrem eigenen Herzeleid. Er forderte um ihres Rufes willen eine eiserne Willenskraft, eine Selbstbeherrschung edelster Art, indem sie die geistige Kraft der fürstlichen Braut anzufachen versuche und eine Annäherung des Prinzen an seine Braut vermittele.

Gräfin Elisabeth konnte wohl mit Recht siegesfreudig lächeln, wenn sie daran zurückdachte, daß es ihr gelungen war, das Vertrauen der Prinzessin zu

erwerben und ihren Geist für das zu erwärmen, was ihr Verlobter mit Begeisterung in sich pflegte. Als sie mit ihrem Vater die Residenz verließ, war der Sturm glücklich beseitigt. Das fürstliche Brautpaar hatte sich enger an einander geschlossen. Elisabeth glaubte kaum von beiden verstanden worden zu sein. Jetzt, nach langen, langen Jahren erhielt sie den Beweis, daß beide wußten, was sie ihr verdankten.

Sie segnete in stiller Rührung das Andenken ihres Vaters. Sein edler, fester Sinn hatte sie den Sieg über sich erleichtert und seine Lehren hatten sie die Erhebung des Frauenherzens als eine Verklärung des weiblichen Geschlechts erkennen gelehrt. Gräfin Elisabeth hatte die Schatten der Nacht nicht zu fürchten; was aus den Schlummerstätten der Vergangenheit aufwachte, störte weder den Frieden ihres Herzens, noch die Ruhe ihres Gewissens. Warum schreckte sie denn plötzlich wie von einem schmerzlichen Gedanken durchzuckt auf und erhob sich mit einer Geberde voll ängstlicher Trauer? Sie gedachte Dora Bella's! Ihr Gewissen machte ihr Vorwürfe, das junge Wesen, welches ihr anvertraut war, hintangesetzt zu haben. Ihre Abwesenheit hatte sie nicht gekümmert. Wo war Dora Bella gewesen? Ueber Askan war Dora Bella vergessen worden, denn auch Graf Harald hatte mit keiner

Silbe der Tochter gedacht, die doch sonst seines Lebens Lust und Freude gewesen. Die Erreichung seines liebsten Wunsches hatte den alten Herrn wunderbar zerstreut, das Wiedersehen Askan's hatte ihr Herz angenehm befriedigt, und Dora Bella?

Rasch nahm die Gräfin ihre Lampe und ging mit leichten, unhörbaren Schritten durch die Colonnaden nach dem Zimmer ihrer Kammerfrau, von wo aus man Dora Bella's Zimmer erreichen konnte, ohne den Corridor zu berühren.

Die Thür leise zurücklehnend, schlich die Dame an dem Sessel vorüber, worin ihre alte Wartholt den späten Aufbruch der Herren zu verschlafen getrachtet. Alles schlief in Frieden. Auch die Wärterin Dora Bella's, deren Zimmer die Gräfin passiren mußte, ruhte schon, ein Beweis, daß das junge Mädchen ebenfalls schlief, denn die alte Bonne erlaubte es sich nie, eher einzuschlafen, als bis ihr früherer Pflegling in den Armen des Schlummergottes ruhte.

Gräfin Elisabeth betrat vorsichtig das Schlafgemach ihrer Nichte. Täuschte sie ihr Blick oder richtete sich Dora Bella wirklich bei ihrem Eintreten rasch empor, um ebenso schnell wieder zurückzusinken?

Bestürzt näherte sich die Dame dem Bette, das von leichten Vorhängen verhüllt in einer Nische stand.

Alles blieb still und regungslos hinter der Gardine. Die Gräfin setzte ihre Lampe nieder und überlegte, ob sie Dora Bella wecken solle. War es die Einsamkeit der Nacht, die unheimliche Stille in einem Gemache, wo sonst helles, heiteres Leben waltete, genug, das Herz der Dame begann furchtbar zu klopfen und eine Angst, als sei das Kind gestorben, das sie an diesem Abend einem Fremdling nachgesetzt, bemächtigte sich ihrer. Sie mußte sich überzeugen, daß Dora Bella lebe. Unmerklich zog sie die Vorhänge zur Seite und neigte sich vorwärts. Dora Bella regte sich nicht. Ihr Gesicht lag der Wand zugewendet. Es erschien der Gräfin bleicher als sonst. Auch fiel ihr auf, daß sie ihre Hände krampfhaft in einander gefaltet hielt.

Sie neigte sich tiefer auf das holde Gesicht. Es war ihr, als müsse sie die Stirn und die bleichen Wangen küssen, als habe sie dem Mädchen ein Unrecht abzubitten. O hätte Gräfin Elisabeth doch gethan, wozu ihr Herz sie trieb!

Nein, eines Menschen Schlaf zu stören thörichter Einfälle wegen, dazu konnte sich die Gräfin nicht entschließen. Nochmals senkte sie voll Liebe den Blick auf Dora Bella's Gesicht, ließ die Vorhänge fallen und entfernte sich so leise, wie sie gekommen war. In heiliger Zärtlichkeit hatte sie die liebliche Schläferin

gesegnet mit dem Blick, womit sie schied. Hätte Dora Bella doch diesen Blick gesehen, in welchem der Glanz reiner Mutterzärtlichkeit lag!

Dora Bella hielt aber ihre Augen geschlossen und sah nicht, was ihr trotziges Herz hätte rühren und erweichen müssen.

Kaum war indeß die Thür hinter der Gräfin Elisabeth ins Schloß gefallen, so regte es sich leise hinter den Bettvorhängen. Eine kleine weiße Hand streckte sich hervor, um die heruntergeschraubte Nachtlampe höher zu stellen.

Gleich darauf schoben sich die Gardinen zurück, Dora Bella sprang mit anmuthiger Behendigkeit aus dem Bette, fuhr mit den Füßen in die Sammtpantoffeln und hüllte sich in einen langen, weiten Morgenmantel.

Da stand die junge Dame hochaufgerichtet, in der ganzen Haltung, in Blick und Geberde ein ganz anderes Wesen wie sonst. Was in ihr vorging, prägte sich vollkommen in ihrem Gesichte aus. Als sei es ihr eine Freude, die Tante durch ihr vorgebliches Schlummern getäuscht zu haben, als wäre durch ihre Verstellung ein Act großer Selbstbeherrschung geübt, so siegesfroh, so trotzig-freudig blickte sie um sich. Es verdarb ihr freilich ihren Triumph, daß ein paar große Thränen

über ihre Wangen rollten, noch ehe sie es hindern konnte, aber nach dieser kleinen Gefühlsexplosion schüttelte sie tapfer den Druck der Wehmuth, welcher ihr junges Herz zusammenpreßte, von sich. Sie ließ sich mit einiger Würde in dem Lehnsessel nieder, der dicht neben ihrem Bette stand, und stützte den Kopf mit beiden Händen auf den Tisch. Sie dachte nach über ihr bisheriges Leben, über ihre Weltstellung, über ihre Geburtsansprüche und über ihre Erbschaftsrechte und sie erkannte, daß ein Einklang in allen diesen Dingen nicht stattfand. Es mußte anders werden! Es sollte aber gleich auf der Stelle Alles anders werden. Sie hatte schon am Abend, wo sie sich ausgeschlossen von einem Familienrath sah, den Gedanken gehegt, jetzt nahm ihr Entschluß eine bestimmtere Färbung an und sie wiederholte sich's mehrmals, daß es anders werden sollte.

Behandelte man sie nicht wie ein Kind, dessen Schlaf belauscht wird? Hatte sie nicht dieselben Rechte wie ihre Tante, welche eine abgesonderte Wohnung und eine gesonderte Bedienung hatte, während sie zwischen der Bedienung logirt und von der Bedienung des Hauses überwacht wurde? Ihr Plan reifte schnell. Sie wollte als die Tochter ihrer Mutter auftreten und als die Erbin ihres Vaters fordern! Daß sie selber

die Schuld trage, wenn man sie wild in den Tag hinein hatte wachsen lassen, daran glaubte sie nicht. Sie hielt für Gleichgültigkeit, was Nachsicht war, und rechnete es denen als Schuld an, die ihre freie Kindheit nicht beschränken wollten. Aus der weichen Fröhlichkeit ihres Sinnes entwickelte sich mehr und mehr ein harter Trotz. Wohin er sie führen würde, lag klar zu Tage. Sie kannte die Urkunde ihres Stammes, die ihr Rechte verlieh! Folgen wir ihr in der Entfaltung dieses Trotzes, in welchem das tragische Element ihres Kampfes liegt.

Zehntes Kapitel.

Der nächste Tag brachte nichts von dem, was in Dora Bella's Plan lag, zur Reife, aber er änderte auch nichts in ihrem Vorsatze. Sie verließ ihr Zimmer nicht, sondern richtete sich mit eifriger Geflissentlichkeit darauf ein, von ihrem Vater daselbst aufgesucht zu werden. Eine Hindeutung auf die Kinderstube, die sie noch immer bewohnte, würde dann hingereicht haben, ihre anderweiten Wünsche kund zu thun.

Graf Harald kam aber nicht, wie er sonst wohl, wenn Dora Bella zu lange sich seiner Gesellschaft entzog, zu thun pflegte.

Natürlich, er hatte keine Zeit für seine Tochter, da er sich einen Sohn zu erringen strebte.

Schon beim Frühstück bat Graf Harald die beiden jungen Männer, ihn nach der Bibliothek zu begleiten,

woselbst er schon seit dem ersten Tagesgrauen beschäftigt gewesen war, Auszüge aus den alten Urkunden anzufertigen.

Diese Aufforderung befremdete die jungen Männer keineswegs, sie hatten einigermaßen darauf gerechnet, zu einer geschäftlichen Besprechung mit dem Grafen befohlen zu werden, aber nicht beide zusammen. Sie blickten sich deshalb einen Moment fragend an, säumten indeß nicht, dem alten Herrn zu folgen.

Ein Gefühl tiefer, herzlicher Zufriedenheit schien den Grafen zu beglücken, als er sich seinen beiden Pflegesöhnen hier im alten traulichen Raume, wo er die Fortschritte ihrer ersten Bildung belauscht hatte, gegenüber sah. Er nickte seinem alten Kammerdiener, der diensteifrig die Sessel an den grünen Arbeitstisch gerollt hatte, zu und sagte: „Sorge, mein Alter, daß wir ungestört bleiben.“

Volkmann verschwand mit vielsagendem Blick, und nun hätte er um Alles in der Welt nicht einem lebendigen Wesen gestattet, sich dem Eingang zur Bibliothek zu nähern. Volkmann war eben die personificirte Treue und Ergebenheit.

Die jungen Männer empfanden die Bedeutung des einfachen Befehls, den der Graf seinem Kammerdiener ertheilt hatte, und sahen der Eröffnung, die

ihrer augenscheinlich wartete, mit erhöhter Spannung entgegen.

„Ich habe Wichtiges mit Euch zu besprechen“, begann der Graf beeilt. „Ich betrachte Euch beide als diejenigen Menschen, die mir am nächsten stehen, auf deren Schultern meine Sorgen ruhen müssen von Rechtswegen. Ich stehe am Rande des Grabes und muß eilen, solange meine Hand noch Kraft, Macht und Gewalt hat, die mir vom Geschick verliehenen Gaben des Lebens zu vertheilen und mich zum Scheiden von dieser Welt zu rüsten.“

„Excellenz übertreiben in einer Anwandlung von Hypochondrie die Nothwendigkeit zur Eile“, scherzte Reinhold von Lessel, während Askan sein Auge mit Besorgniß auf seinen alten Verwandten warf und es nicht wagte, ihn durch Vorspiegelung von Zweifeln zu täuschen.

„Du bist ein guter Tröster, Reinhold“, antwortete Graf Harald lächelnd, „aber bemühe Dich nicht, ich gebrauche keinen Trost, sondern gehe gern hinüber in das Jenseits, wohin mir mein liebes junges Weib vorangegangen ist. Ihr Leben war mir ein himmlisch schöner Gruß aus froher Jugendzeit; solange sie lebte, vergaß ich mein Alter, fühlte den Verfall meiner Kräfte nicht und trotzte den stillen Mahnungen des Todes.

Jetzt ist Alles zusammengebrochen, was meiner Gattin süße Fröhlichkeit aufgebaut, und ich fühle, daß ich ein alter Mann bin, der sterben kann und bald sterben wird. Aber ehe ich sterbe, muß ich mein Haus bestellen. Auf Euch beide baue ich dabei. Was ich Euch auferlegen werde, ist vielleicht schwer zu tragen. Habt Ihr Muth zum Werke?"

„O Muth genug zu jedem Werke, das meine Dankbarkeit zu beweisen vermag", rief Reinhold lebhaft.

Askan reichte dem Grafen Harald die Hand über den Tisch, versicherte jedoch nicht mit einem Wort seine Bereitwilligkeit, ihm dienen zu wollen. Er gehörte zu den Männern, die erst prüfen, was man von ihnen fordert, bevor sie Versprechungen leisten und Verbindlichkeiten eingehen.

Graf Harald verstand ihn, weil seine eigene Sinnesart ihm aus diesem Benehmen entgegenleuchtete. Er nahm ein Paquet Papiere zur Hand und legte es vor sich hin. „Dies ist mein Testament", sagte er ruhig. „Es enthält Alles, was ich wünsche, es spricht deutlich aus, was nach meinem Tode geschehen soll. Gelobt mir beide, meinen Willen so viel wie möglich aufrecht zu halten, gelobt es mir mit einem Handschlag!" Willfährig thaten die jungen Männer nach seinem

Gebote. Der Graf fuhr fort: „In diesem Testament seid Ihr beide zu Berathern meines Kindes, zu Verwaltern meines Vermögens ernannt." Ueberrascht blickte Reinhold zu seinem Freunde auf. „Mein alter Freund, der Hofmarschall Freiherr Wenk von Wenkenthal, wird das Obervormundschaftsamt übernehmen, ihm seid Ihr Rechenschaft schuldig, mit ihm habt Ihr zu berathen, wenn wichtige Ereignisse eintreten sollten, die Euch unschlüssig machen. Ihr alle drei seid welt- und menschenkundig und wohl geeignet, das Wohl und Wehe meines Kindes zu leiten. Dir, lieber Reinhold, als Jurist liegt die Aufsicht über alle dahin einschlagenden Branchen ob. Dir, mein theurer Askan, empfehle ich —" er zögerte und fügte dann hinzu: „die innern Angelegenheiten meines Hauses. Dein ritterlicher Sinn wird sich in dem Schutze bewähren, den Du meiner Schwester Elisabeth und meiner Tochter Dora Bella verleihen sollst. Kann ich auf Euch rechnen, wenn ich in kurzer Frist vielleicht die Erde verlassen muß?"

„Gewiß!" sagten die jungen Männer wie aus einem Munde mit festem, zusicherndem Ton.

„Gut, so bin ich fertig mit dem Leben und kann sorglos dem Tode entgegensehen", sprach Graf Harald heiter. „Ihr werdet alle Angelegenheiten geordnet finden, Kinder; was unklar in meinen Bestimmungen

ist, liegt eben noch im Schooße der Zeit. Wie es sich auch entwickeln mag, meines Segens seid Ihr sicher auf allen Euren Wegen, daran mögt Ihr Euch halten und nicht zaudern zu handeln, wenn auch etwas geschehen sollte, was meinen ausgesprochenen Wünschen nicht ganz entspricht. Dora Bella's Glück ist das Heiligste für mich auf Erden; dies Glück darf durch nichts beeinträchtigt, durch nichts angetastet werden. Dora Bella's Entschlüsse werden entscheiden; sorgt nur, daß sie nichts in Uebereilung beschließe. Was Dora Bella auch thun möge —" Der Graf erhob sich und blickte feierlich bewegt in das Gesicht Askan's, während er weiter sprach: „Was das Kind meiner unendlich geliebten Laura beschließen wird, schwöre mir, Askan, daß Du mit dem echten Herzen eines Bärenberg ihr Schutz und Beistand sein willst, bis sie durch die Wahl eines Gatten die Zeit bestimmt, wo Du Deiner Pflichten los und ledig wirst."

„Ich verpfände meine Ehre, indem ich Dir dies Versprechen leiste!" erwiderte Askan kalt und ruhig. Graf Harald drückte seine Lippen auf Askan's Lippen und wendete sich zu Reinhold.

„Besorge Alles, lieber Reinhold, was nun nöthig ist, um meine letztwilligen Verfügungen rechtskräftig zu machen. Ich will jetzt nochmals Alles durchsehen,

will meine speciellen Wünsche durch Siegel verschließen, damit sie nicht den profanen Blicken einer Gerichtsdeputation ausgesetzt werden können, und damit eine Angelegenheit ordnen, die mich seit Monaten tief beschäftigt hat. Geht nun hinab und denkt daran, daß wir heute ein Gastmahl im ländlichen Stil auf Schloß Bärenberg haben werden, wobei ich Euch der Nachbarschaft sowohl wie meinen Beamten als meine Pflegesöhne präsentiren will."

„Das ist mir angenehm", sagte Askan etwas belebt. „Sind Veränderungen eingetreten oder finde ich die alten bekannten Gesichter noch?"

„Nur mein guter Förster ist unterdeß gestorben, aber sein Bruder, der Dir auch bekannt ist, hat seine Stelle eingenommen. In den benachbarten Familien ist manches Pflänzchen zum Baume geworden seitdem und mancher Baum ist dem Aussterben und Verdorren nahe, ganz dem Zeitverlaufe gemäß. Meine Hausbeamten habe ich zu meinen Hausfreunden erhoben; wir sind überhaupt etwas aus der conventionellen Form getreten und naturgemäßer geworden; Alter, Bequemlichkeit und Langeweile haben dies allmälig vermittelt. Der Jugend steht es frei, ceremoniellere Begrenzungen wieder einzuführen, wenn es ihr beliebt."

„Das halte ich für gewagt bei dem jetzigen Gleichheits- und Freiheitsschwindel", fiel Reinhold heiter ein. „Was einmal gewährt wurde, muß gehalten werden, sonst ist der Sturm der Empörung zu fürchten. Haben Sie noch nichts von den Greueln im Sachsenlande gehört? Es ist ein Skandal! Preußen hat zu Hülfe eilen müssen, in Dresden ging es toll her!"

„Ist's wahr, Askan?" fragte der alte Graf erschrocken.

„Leider!" antwortete Askan, der sichtlich zerstreut war und in Gedanken ganz andere drohende Gefahren erwog wie Volksaufstände.

„Davon müßt Ihr mir später noch erzählen", meinte Graf Harald. „Jetzt entlasse ich Euch feierlichst. Gehe und suche Dora Bella auf, lieber Askan. Und Du, Reinhold, fertige den Boten an das Gericht ab, damit man mir eine Testamentsdeputation sende."

Er winkte mit der Hand, als beendige er eine Audienz, und die jungen Männer entfernten sich.

Schweigend stiegen sie die breite Treppenflucht hinab, die zu dem Portale führte, und verließen wie auf Verabredung das Schloß, um sich auf dem breiten Kieswege nach dem Park zu begeben. Hier erst wagte Reinhold die leise Frage, die er mit einem verstohlenen lauernden Blicke begleitete:

„Kannst Du mir die seltsame Scene in der Bibliothek deuten, Askan?"

„Es war der Ausbruch eines weichen, romantischen Sinnes", sagte der junge Mann ausweichend, denn ihm waren die Worte und die Andeutungen des Grafen Harald nach den Eröffnungen in Gräfin Elisabeth's Gemach erklärlich.

„Wunderbar, daß sich phantastische Ideen bis ins späteste Mannesalter erhalten können!" rief Reinhold lebhaft. Sein Ton war nicht ganz frei von Spott und in seinen Mienen spielte eine kleine Nichtachtung. „Was Excellenz von dem Gastmahl in ländlichem Stile sagte, macht mir wenig Lust, demselben beizuwohnen."

Askan seufzte ganz unwillkürlich. Er erinnerte sich mit Grauen des Schaukelstuhls und der Turnapparate, welche ihm als Vor- oder Nachspiele eines Gastmahls im ländlichen Stile erschienen.

„Excellenz hat sich überlebt", fuhr Reinhold rücksichtsloser als bisher fort. „Er ist Romantiker, wie sie die Mondscheinzeit erzeugte, und hält noch Worte für Thaten, während man jetzt damit umgeht, Thaten für Worte gelten zu lassen. Er verpflichtet uns phantastisch durch Eide ohne hinreichende Offenbarungen."

„Sein edler Sinn und seine Herzensgüte verblenden

ihn gegen die Wirksamkeit solcher Mittel", fügte Askan schnell dazwischen. „Er vertraute stets blindlings und forderte dagegen blindes Vertrauen. Das entschuldigt die eben erlebte Scene, Reinhold."

„Ganz edel gedacht von Excellenz, nur etwas vormärzlich! Er hat sich überlebt; ich muß meine Behauptung wiederholen: er hat sich völlig überlebt! Es ist ein Glück für ihn, daß sein Beamtenpersonal aus lauter loyalen Leuten besteht, denen revolutionäre Gedanken wie Sünden vorkommen und demokratische Ansichten wie Verbrechen."

„Ein Beweis, daß diese Beamten zufrieden sind."

„Wie? Du hältst den Fortschritt der Zeit, der sich durch dergleichen Gedanken und Ansichten bemerkbar macht, für eine innere Unzufriedenheit?"

„Ganz unbedingt erkläre ich die Grundlage der Zeitereignisse dafür und füge noch hinzu, daß den meisten Menschen, die revoltiren, sehr wenig an dem Vorwärts des Geistes gelegen ist, sondern vielmehr an dem Aufwärts ihrer Stellung und ihrer pecuniären Verhältnisse."

„Du hast vortreffliche Ansichten von dem politischen Aufschwung der Zeit."

„Ich kann mir nicht helfen, wenn mein Verstand für diese thörichten Schreiereien, die die Volkssouve-

ränetät als die edelste Grundlage einer Bundesverfassung betrachten, nicht ausreicht. Wem die Augen bei den Greuelscenen in Frankfurt während des vorigen Herbstes nicht aufgegangen sind, der wird ewig blind bleiben, oder man muß annehmen, daß er Vortheile aus solchem politischen Treiben ziehen will."

„Eine harte Verurtheilung der Männer, die als Schwärmer für eine demokratische Freiheit bekannt sind."

„Ich verurtheile Niemand, sondern überlasse dies der Weltgeschichte, mein lieber Reinhold. Indeß erlaube ich mir nur noch, Dich darauf aufmerksam zu machen, was die Agitation durch klingende Schlagwörter und durch aufregende Redensarten bewirken kann. Die Vorgänge in Dresden haben uns ein Beispiel davon gegeben. Wofür kämpfte das Volk in Sachsen und wofür baute es Barrikaden? Für ein Phantom, das die erhitzte Phantasie redseliger Schwärmer als die einzige Verwirklichung aller irdischen Freiheitsseligkeit aufgestellt hatte. Wenn der Mann, der es durch seine Beredtsamkeit dahin gebracht, sich an die Spitze dieser Unternehmung zu schwingen, ein Gewissen hat, so bemitleide ich ihn, denn seine nächtliche Ruhe muß durch die Tausende von blutigen Leichen, die sein Bett umstehen, auf ewig gestört sein."

Reinhold lachte. „Du wirst sentimental wie Excellenz! Wenn mir im Leben einmal etwas Großes gelingen sollte, so würde es mir ziemlich gleich sein, was darüber zu Grunde gegangen ist. Große Pläne erfordern große Opfer. Ist es dem Menschen Ernst damit, so muß er sich kein Gewissen daraus machen, die Mittel anzuwenden, die dazu nöthig sind."

„Mich wundert, daß Du am politischen Himmel noch kein Stern geworden bist", meinte Graf Askan ironisch.

„Das Firmament hat meinen Beifall nicht. Es muß erst noch manche Wolke vom Himmelsgewölbe der Politik ziehen, ehe ich mit meinem praktischen Sinn als Stern dort glänzen kann. Ich studire jetzt meine Rolle — weiter nichts!"

Er lachte abermals hell und freudig, als amüsire ihn sein eigener Scherz.

Graf Askan fühlte sich aber nicht geneigt, in sein Gelächter mit einzustimmen. Er mißtraute eher diesem Ausbruche einer sonderbaren Fröhlichkeit als den eben geäußerten Ansichten und Meinungen.

„Was hältst Du denn von der Constitution, Askan?" fragte Reinhold wie in plötzlicher Eingebung. „Du bist streng monarchisch gesinnt und ziehst den Absolutismus jeder andern Regierungsform vor, nicht wahr?"

Graf Askan warf ihm einen unwilligen Blick zu.

„Constitutionen, unter dem Druck von Revolutionen entstanden, bieten keine ausreichenden Garantien“, antwortete er, die letztere Frage umgehend. „Die Verfassung ist dann keine freie Vereinbarung des Herrschers mit seinem Volke und wird sicherlich stets vom Herrscher angegriffen und umgangen werden. Es entsteht ein Kampf zwischen dem Willen des Fürsten und dem Willen des Volkes, und in diesen Schwankungen gedeiht die Entfaltung einer neuen Regierungsform niemals.“

Ein seltsames Lächeln glitt über Reinhold's Gesicht. „Ja, ja! Das neue Kleid paßt dem alten Körper nicht, weil es nicht für ihn gemacht ist.“

„Mag sein, lieber Reinhold. Zufriedene und ruhige Menschen, die fern von allen liberalen Bewegungen und Meinungskämpfen leben, werden die unbeschränkte Regierung eines verständigen Monarchen der constitutionellen Staatsregierung weit vorziehen; auch der Adel wird geneigt sein, monarchischen Principien zu huldigen; allein Männer von Einsicht ziehen ganz unbedenklich eine Regierungsform vor, woran sich die Fortbildung und Veredlung eines Volkes knüpft.“

„An unserm Hofe ist man anderer Ansicht. Der

Herzog möchte vielleicht wollen, doch seine Rathgeber erbittern das Volk", unterbrach ihn Reinhold.

„Viel anders möchte es an unserm Hofe auch nicht sein", meinte Askan rasch. „Man lebt einestheils der Ueberzeugung, durch religiöse Elemente den Sinn im Volke ändern zu können, anderntheils denkt man durch Entziehung von Gnade und Huld wirken zu müssen. Wir gehen aber trotzdem einer bösen Krisis entgegen."

„Schön gedacht!" rief Reinhold. „An unserm Hofe meint man die richtige Anwendung der Kanonen als ein probates Mittel empfehlen zu müssen."

„Dahin kommt es nie bei uns!"

„Wir werden uns auch besinnen, ehe wir laden und schießen!"

„Unser Erbprinz dringt darauf, die Forderungen des Volkes zu bewilligen; der tägliche Kampf mit seinem Sohne macht unsern Fürsten hart; das Volk weiß leider von diesen Conflicten im Schlosse und baut Pläne darauf."

„Ich habe schon davon gehört!" sprach Reinhold. „Die kleinen Fürsten sind eigentlich bei der Abtretung ihrer Alleinherrschaft auch übler daran als die Großmächte. Solange der Fürst eines großen, volkreichen Staates die Macht hat, als Kriegsherr seine

Landeskinder vor die Kanonen feindlich gesinnter Nachbarn zu schicken, so lange liegt die größte Herrscherkraft immer in seiner Hand."

„Diese Macht hält das Gleichgewicht!" warf Askan zerstreut ein.

„Es ist ein Unrecht, einem Herrscher diese Macht zu lassen!" rief Reinhold.

Graf Askan blieb stehen und sah ihn verwundert an.

„Aus Dir spricht wohl der Demokrat?" fragte er spöttisch.

„Gott bewahre! Man muß jedoch eine Sache von allen Seiten bedenken. Hat ein Monarch freie Erklärung über Krieg und Frieden, so bleibt es ihm in schwierigen Verwicklungen mit seinem Lande stets frei, Kriege anzuzetteln, wo und wie es ihm beliebt."

Jetzt lachte Askan. „Wir sind ja keine Knaben, die durch ein übereiltes Wort kampfbereit gemacht werden können! Noch ist über die neue Aera im lieben Deutschland nicht zu entscheiden, die veränderte Regierungsform muß sich erst bewähren, aber ich glaube, daß kein Fürst dem andern nachstehen wird, wenn es sich zeigt, daß die freiere Bewegung des Volkes nicht zum Mißbrauch derselben führt."

„Du bist Idealist, Graf Askan. Das Erste, was

wir erleben, ist Reaction, und bei dieser Gelegenheit könnte man sein Glück machen!"

„Wie meinst Du das?" fragte Askan unwillig.

„Ganz leicht zu begreifen!" sprach Reinhold leichthin. „Ich würde zum Beispiel als Minister eines Fürsten seine Sünden der Intoleranz und Herrschsucht auf mein Conto nehmen und dabei nicht ein Jota seiner Macht und seiner Rechte hergeben. Ermüdet das Volk vom Widerstande, so habe ich des Fürsten Macht gerettet; siegt das Volk hingegen, so trete ich auf seine Seite und bedauere nicht anders handeln zu können." Er blickte herausfordernd auf Askan, der im eigentlichsten Sinne des Worts nicht wußte, was er zu dieser Aeußerung sagen sollte.

„Wofür muß ich Dich halten, Reinhold?" fragte er endlich, als sein Freund die eingetretene Pause nicht beenden zu wollen schien. „Schwanken Deine Meinungen wirklich oder treibst Du Scherz, indem Du bald so, bald so redest? Zu welcher Fahne hast Du geschworen? Ich bin tolerant und achte jede Meinung, also sprich!"

„Geschworen habe ich noch gar nicht! Ein besitzloser Edelmann zählt zu den Proletariern; er muß zugreifen, wo sich ihm ein Vortheil im Verdienst bietet", erwiderte Reinhold leichtfertig. „Es wird darauf

ankommen, was für Erfahrungen ich mache. Wer mich fängt, hat mich! Wie gesagt, Reaction ist mein Fach; weißt Du ein Placement der Art für mich, so empfiehl mich!" Er lachte keck und zuversichtlich. „Ich werde Dir jedenfalls Ehre machen!"

„Du gehörtest also wirklich zu den subjectiven Naturen, die in den Weltereignissen nur ihr eigenes Ich bedenken und befördert zu sehen wünschen?" fragte Askan, noch immer zweifelhaft, ob diese Frivolität nicht eine Maske sei, ihn mit seinen Meinungen herausfordernd zu necken.

„Bah, lieber Graf", erwiderte Reinhold, „wer zur Jetztzeit kaltblütig bleibt, wird egoistisch genannt. Verlaß Dich darauf, daß mit solchen subjectiven Naturen mehr anzufangen ist als mit jenen Enthusiasten, die opferwillig erscheinen."

Die beiden jungen Männer waren während ihres lebhaften Gesprächs im Park dahingeschritten und hatten unbeachtet gelassen, daß sich der schöne Parkweg allmälig in die ungeordneten Pfade der Waldung verlor. Bei einer Wendung ihres Wegs standen sie plötzlich auf einem freien kleinen Platze, der mit Rasenbänken versehen war und eine entzückende Aussicht auf das Dorf mit seinen gegenüberliegenden Bergwaldungen bot. Hier senkte sich der Weg schroffer und endete

endlich, von rieselnden Quellen eingeengt, in einem schmalen Thale, von wo sich dann nach einigen Windungen, die sich terrassenförmig hoben, der Weg nach der Ruine anschloß.

Reinhold blieb stehen und blickte in die Ferne. Askan aber ließ seinen Blick auf die unter ihm ruhende Landschaft sinken.

„Sieh dieses friedliche Dorf, Reinhold, liegt es nicht unberührt vom Geiste der Zeit vor uns? Hat hier wohl ein Funke der heillosen Verwirrung gezündet? Sind nicht diese Leute glücklich in ihrer Zufriedenheit?"

„Bah, Graf Askan, es hat vielleicht nur einer gefehlt, der ihre Unzufriedenheit gut geheißen!" rief Reinhold. „Excellenz selber sprach neulich diese Vermuthung aus."

„Graf Harald hat, soviel ich weiß, stets danach getrachtet, fröhliche Gesichter um sich zu schaffen. Denke an den Tag, wo er uns beide beauftragte, dem Förster zu sagen, daß er das Holzlesen im Walde ganz freigeben solle, damit die armen Menschen nicht an dem bestimmten Tage unter Regen und Sturm hinaus müßten."

„Wohl denke ich an solche kleine Züge von Mildherzigkeit, Graf Askan; allein die Güte ist nie im

Stande, Gemüther zu befriedigen, welche Luft nnd Recht zu fordern haben."

„Wohl wahr!" seufzte Askan. „Eben deshalb ist die eingetretene Gährung auch so schwer zu bewältigen. Güte hilft nichts dagegen und Gewalt erbittert stärker."

Ein helles, heiteres Gelächter, das von oben herab drang, folgte diesen Worten so prompt, als solle es eine Antwort darauf sein. Etwas unwillig hob Graf Askan seinen Blick und musterte die Wiesenfläche, die neben dem Fußsteige bergan stieg und vom Unterholz begrenzt wurde. Er sah Niemand. Reinhold, der das Terrain besser kannte, lächelte.

„Des Försters Garten liegt hinter diesen Haselstauden", flüsterte er.

Askan runzelte die Stirn. „Es war die Stimme eines jungen Mädchens", setzte Reinhold hinzu.

„Sollte Dora Bella?" warf Askan hin. „Kann sie uns behorcht haben?"

„Bewahre! Uns galt dies Gelächter nicht! Es wird Toni, des Försters Cousine, sein; sie treibt Scherz mit Jemand — hörst Du?"

Jetzt drangen deutlich die Worte durchs Gesträuch: „Lassen Sie mich zufrieden, ich will Ihre Hülfe nicht, Dietrich!"

Askan athmete tief auf. Der Gedanke, Dora Bella

so ausgelassen lachen hören zu müssen, hatte bleischwer seine Brust belastet.

Die jungen Herren kehrten um und beschleunigten ihren Rückweg, ohne wieder in politische Meinungskämpfe zu gerathen. Reinhold dachte mit Schrecken daran, daß ihm oblag, noch vor Mittag einen Boten nach der nächsten Kreisstadt abzufertigen, der nach Graf Harald's Willen eine Gerichtsdeputation herbeirufen sollte. Die Zeit drängte, deshalb verließ er Askan, dem es in dem Schatten der alten Ulmen so wohl gefiel, daß er sichtlich widerstrebend den beeilten Schritten seines Freundes nachgab.

„Wir treffen uns nachher", sagte Reinhold im Forteilen. „Thu' mir den Gefallen und suche in Deiner Einsamkeit herauszuklügeln, was Excellenz mit den sentimentalen Tiraden hat sagen wollen, als er Dich schwören ließ, Donna Bella's Schutz zu bleiben, bis sie Dich nicht mehr braucht. Eine merkwürdigere Beschwörung habe ich in meinem Leben noch nicht gehört und verstanden oder vielmehr begriffen habe ich sie gar nicht!"

Er verschwand, ohne die Antwort Askan's abzuwarten. Mit einem bittern Lächeln schaute Askan ihm nach. Er verstand den Sinn dieser seltsamen Beschwörung sehr gut und es gereichte ihm keineswegs zur

Freude, daraus die Absicht seines alten Verwandten zu erkennen, ihn durch eine Verheirathung mit Dora Bella zum Erben und Gründer eines neuen Stammes zu machen.

Der Gedanke lag eigentlich nahe, aber Askan hatte noch niemals an die Möglichkeit gedacht, sich durch eine Heirath ein Glück zu gründen. Nach seinen Begriffen war die Ehe eine Uebereinkunft der Liebe und nicht vereinbar mit den Berechnungen des Eigennutzes, wobei der Verstand und die Vernunft obsiegten. Sein erstes Gefühl bei der Erklärung des Grafen Harald, die ihm in Verbindung mit den Offenbarungen in Gräfin Elisabeth's Zimmer augenblicklich verständlich war, trieb ihn an, mit einem einzigen Worte die Hoffnungen und Wünsche zu vernichten, welche der alte Graf in sich nährte. Er bezwang seine Wallung aus Liebe für diesen Mann, der ihn zu beglücken wünschte und sich in den Mitteln dazu vergriff.

Nach und nach war dann der Widerwille gegen ein Project geschwunden, welches ihm und auch Dora Bella freie Hand ließ. Er wußte, daß es dem Grafen Harald freistand, über seine Besitzungen zu verfügen, er wußte jedoch nicht, daß es den Töchtern des Stammes Bärenberg ebenfalls freistand zu remonstriren, wenn ihre Erbrechte beengt waren, und er glaubte den Maßregeln der Liebe und Güte in der warmen Beschwörung

des Grafen zu begegnen, während sie eine Hinweisung auf die Rechte der Tochter enthalten sollten.

Askan fühlte nach der vollständigen Beruhigung seines Innern nur das Eine mit erdrückender Schwere, daß eine Verheirathung mit Dora Bella unerlaßlich sein würde, um die Wünsche des Grafen Harald mit seiner Güte gegen ihn in Einklang zu bringen. Langsam wandelte er unter dem Einflusse dieser Gedanken im Schatten der Bäume dahin und das Herz wollte ihm nicht leichter werden, trotzdem er sich das Bild Dora Bella's in glücklichere Situationen hineinmalte als die, worin er sie hatte kennen lernen. Sie war jung, wahrscheinlich bildsam, natürlich und jeder Veredlung gewiß fähig! Einige Jahre in veränderten Umgebungen glichen die jetzigen Uebelstände sicherlich aus. Aber würde er sie dann lieben? Würde sie ihn lieben? Und eine Ehe ohne Liebe geschlossen — ihm lief ein Schauder übers Herz! Boten ihm aber die Genüsse eines reichen, bequemen und sorgenlosen Lebens nicht Entschädigung für die geopferte Glückseligkeit des Herzens? Graf Askan richtete stolz die Stirn auf. Er vergegenwärtigte sich das eben beendete Gespräch mit Reinhold von Lessel und rief sich die trivialen Lebensansichten desselben ins Gedächtniß zurück. Dahin sollte es mit ihm nicht kommen! Er hatte gelernt

sich zu beherrschen. Er hatte den Idealismus der Jugend sorgsam in sich versteckt und trug ihn als ein Amulet gegen alle Versuchungen der Welt tief im Heiligsten seines Innern. So weltgeübt, so glatt und kalt, so gleichgültig und anmaßend er Vielen erschien, wer den Ton seiner Stimme in unbewachten Momenten gehört hatte, der wußte, daß etwas in ihm lag, was ihn über die gemeine Alltäglichkeit erhob.

Langsam war er dem Schlosse wieder nahe gekommen. Die Allee lief gerade auf das Portal zu. Er bemerkte eine weibliche Gestalt im Vestibül, die aufmerksam nach innen blickte. Sie wendete sich dann rasch, bemerkte ihn und lenkte ihre Schritte sogleich wieder in den Corridor zurück. Askan hatte Dora Bella erkannt. Es war offenbar, daß sein Anblick sie verscheucht hatte, und so gern er die Gelegenheit benutzt hätte, sich ihr den verwandtschaftlichen Verhältnissen gemäß mit einiger Freundlichkeit zu nähern, so fand er doch keine Veranlassung, ihre Gesellschaft speciell aufzusuchen. Ihr Zusammentreffen späterhin war leider unvermeidlich. Er hatte nicht nöthig, es geflissentlich zu suchen, da es sich von selbst machen würde.

Um nicht der jungen Dame, die ihn ebenfalls absichtlich vermied, beschwerlich zu werden, kehrte er nochmals um und schlenderte seitwärts in den ersten Wald-

gang, der rechts abwich. Der Weg führte ihn rasch in eine Tiefe, wo sich durch die reichen Quellen der Berge ein Becken gebildet hatte, das, durch Kunst in einen Teich verwandelt, der Aufenthalt einiger Schwäne geworden war. Das war für Askan etwas Neues. Neugierig schritt er näher an den Rand des Teichs, dessen Wellen im Sonnenschein glitzerten, und blickte mit dem Gefühle einer angenehmen Ueberraschung auf diese Schöpfung, welche ihren Ursprung jedenfalls dem weiblichen Theile der Schloßbewohner verdankte. Es war ein prachtvoller Platz. Ringsumher der Schatten der hohen Buchen, in deren Wipfeln Tausende von Vögeln schwirrten und sangen; grüne Rasenflecken mit eingestreuten Blumenrabatten, von denen ein würziger Duft emporstieg; majestätisch ruderten die Schwäne auf dem krystallhellen Wasser umher, scheu den Fremdling von fern musternd, den sie hier noch nicht gesehen. Ein unaussprechlicher Friede ruhte auf dem Ganzen, ein Friede, der dem Weltmenschen fremd bleibt, aber dem poetischen Gemüthe eine entzückende Ruhe gewährt.

Askan warf sich tief athmend auf eine Ruhebank und überließ sich seinen Träumereien, die ihn zu der Hoffnung zurückführten, hier leben, hier walten, hier herrschen zu können. Weiche Empfindungen erwachten in seiner Brust und drängten ihn gewaltsam zu der

Erkenntniß, daß ein weibliches Wesen, welches noch niemals von den Gefühlen des Herzens bestürmt gewesen, in seiner allmäligen Entfaltung — zuerst nur durch Sympathie gefesselt und dann durch eine fortschreitende Veredlung gehoben — eine würdige und geliebte Lebensgefährtin werden könne. Das einmal geöffnete Herz sei ja so leicht zur zärtlichen Ergebung zu bringen und eine zartsinnige edle Hingebung müsse ja die Ehe zu einem glücklichen Bunde machen.

Unter seinen Betrachtungen hatte er aufmerksam die Schwäne des Teichs beobachtet und war inne geworden, daß die schönen Thiere von Minute zu Minute unruhiger bewegt das Wasser durchstrichen, daß sie sich an der Stelle, wo der Weg ausmündete, sammelten, gleichsam harrend und irgend etwas gewärtig, was sie gewohnt waren. Askan fühlte sich angezogen von dem Spiel, das die Schwäne trieben, er hätte ergründen mögen, was dahinter stecke. Plötzlich schossen die vier Thiere von ihrem Häuschen, wohin sie trauernd zurückgewichen waren, vorwärts und drängten sich eng in der kleinen Bucht zusammen, die hier durch Kunst geschaffen worden war.

Askan schaute verwundert zu, wie sich eins dem andern zuvordrängen wollte. Was hatten die Thiere vor? Eine alte Frau mit einem Körbchen erschien.

„Ah so, sie sind hungrig und warten auf Futter“, dachte Askan, als die Frau das Körbchen öffnete. Jetzt erst bemerkte die Frau ihn. Sie grüßte sehr devot und schritt dem Wasser näher.

„Die Schwäne sind hungrig“, sagte Askan leutselig „Sie werden wohl stets um diese Zeit gefüttert?“

„Ja, gnädiger Herr“, antwortete die Frau und nahm etwas Weißbrod aus dem Körbchen. Sowie sie sich damit den Schwänen näherte, wendeten diese die schlanken Hälse hin und her, entfernten sich vom Rande des Wasserbeckens und waren weder durch das Futter noch durch Locken und Rufen wieder heranzubringen. Erstaunt beobachtete Askan ihre Manöver.

„Ich hab's gedacht“, sagte die Frau. „Unsere Comtesse wird von den Thieren zu sehr geliebt; sie nehmen das Futter aus keiner andern Hand.“

Askan erhob sich und betheiligte sich an den Bemühungen der alten Frau. Vergebens! Die Schwäne hatten sich zurückgezogen und ruhten stolz und regungslos auf der silbernen Flut. Sie machten in ihrer ganzen Stellung den Eindruck einer stillen Trauer, die seltsam gegen das belebte und erwartungsvolle Wesen abstach, womit sie noch eben ihrer jungen Herrin entgegengesehen hatten.

Trauerten die Schwäne wirklich um Dora Bella?

Verschmähten sie die Nahrung aus der Hand eines andern menschlichen Wesens, blos weil es ihrer Gewohnheit zuwider lief? Liebte sie diese Thiere? Liebten die Thiere das junge Mädchen so ausschließlich? In diesen Fragen lag ein Räthsel verborgen, das Graf Askan angenehm beschäftigte und ihn anspornte, die Lösung desselben zu suchen.

Er gestand es sich zu, daß in der Liebe zu diesen vernunftlosen Geschöpfen eine große Naturwüchsigkeit vorherrschte, aber so gleichgültig ihm einen Tag früher eine derartige Kundgebung von Gefühl gewesen wäre, ebenso wohlthuend berührte ihn die Hoffnung, hiernach einem weichen, warmen, kindlichreinen Wesen zu begegnen, das in Gestalt und Form sich edel entfalten würde, wenn eine liebende Hand den Zügel zu seiner Bildung ergriffe.

Elftes Kapitel.

Der Förster Horink konnte die Aeußerung des Inspectors Prutz, durch welche seine Nichte Klara mit Dietrich Haberhorst in Verbindung gebracht wurde, nicht vergessen. Je länger er sich mit dieser Idee beschäftigte, desto verdrießlicher wurde er darüber, obwohl er sich eingestehen mußte, daß man, im Allgemeinen genommen, Herrn Dietrich für eine gute Partie ansehen konnte.

Alles, was sich Günstiges bei dieser möglichen Liebesgeschichte herausstellte, beschränkte sich auf die guten Vermögensverhältnisse des Gastwirths Evers, der seinen Neffen allerdings zum Erben seines Hab und Guts eingesetzt und ihn seit Jahr und Tag hierher beordert hatte, um seine ausgedehnte Wirthschaft zu führen. Es fiel freilich ins Gewicht, denn Klara gehörte nicht

zu den Mädchen, welche sich nach dem Tode des Vaters als bedeutende Kapitalistinnen ausweisen und nach den Vormundschaftsacten als begehrungswürdige Heiraths-candidatinnen betrachtet werden können. Die Einnahmen ihrer Mutter als Wittwe überstiegen die nothdürftigen Ausgaben fürs Leben nicht gerade bedeutend, und wenn Frau Horink auch Besitzerin eines Hauses nebst entsprechendem Ackerland durch den Tod ihres Vaters, des Veteranen Petter, geworden war, so erhöhte dies zwar die Annehmlichkeit ihrer Lage, machte sie indeß noch immer nicht zu einer wohlhabenden Frau.

Das Häuschen, worin die Wittwe des frühern Försters wohnte, lag der Bergschenke schräg gegenüber und bildete das erste Haus der Dorfstraße. Es war ein hübsches Haus, das, mit dem breiten Giebel nach der Straße gerichtet, zweistöckig erschien, während die andere Giebelseite, auf der Berglehne ruhend, nur einstöckig war. Ein hübscher Garten umgab dies sonderbar gebaute Haus von allen Seiten. Es wurde, eingehegt von einem dichten grünen Zaun, dadurch gänzlich von der Straße abgetrennt und sah einer ländlichen Villa gar nicht unähnlich. Von den Dorfbewohnern wurde dies Haus mit seinen Bewohnern zum Schlosse gerechnet, und man hatte es ganz in der

Ordnung gefunden, als die sanfte, hübsche Tochter des alten Wachtmeisters Petter vom Förster Horink zur Gattin gewählt worden war. Jetzt als Wittwe hielt sich Frau Horink ebenso fern vom Schlosse wie von den Dorfbewohnern. Sie lebte sehr still und eingezogen, wehrte indeß ihrer Tochter Klara nicht, sich der kleinen lustigen Gesellschaft anzuschließen, die sich oben auf dem Plateau unter Dora Bella's Leitung in Turnübungen wohlgefiel und allerlei andere Kurzweil trieb. Seit einigen Monaten hielt sich Klara aber fern von den gewöhnlichen Versammlungen der Schloßkinder. Sie hatte in ihrer Cousine Antonie van der Bruik, die plötzlich Vater und Mutter verloren und im Hause des Försters Aufnahme gefunden hatte, eine Gefährtin gewonnen, welche ihren Jahren besser paßte, und war in kurzer Frist durch die Bande der traulichsten Liebe mit diesem lebhaftern und lebensfrischern Mädchen so vollkommen befriedigt, daß sie nichts weiter wünschte, als mit Toni vereint zu leben.

Mit der gewöhnlichen Schwärmerei jugendlicher Mädchenherzen hingen die beiden hübschen Cousinen dem Gedanken nach, sich nie zu verheirathen, sondern zusammen in dem Hause Klara's ein Klosterleben zu begründen, das alle irdischen Wünsche zu befriedigen vermochte. Ob diese Träume von der Glückseligkeit

eines Erdenlebens nicht eine bedeutsame Ergänzung durch die Nähe der Bergschenke erhielten, welche einem der hübschesten Männer seiner Zeit als Wohnung diente, muß dahingestellt bleiben.

Frau Horink hielt mit Herrn Evers im Allgemeinen genommen gute Nachbarschaft, das heißt, sie grüßten einander und plauderten im Vorbeigehen mit einander, ohne sich durch ceremonielle Besuche zu belästigen. Seit des Wachtmeisters Tode hatte sich freilich eine kühlere Stimmung in Herrn Evers' Begegnung eingeschlichen. Frau Horink hatte mit der Erbschaft ihres Vaters zugleich die Verbindlichkeit übernommen, einen leidigen Proceß, den er mit Herrn Evers führte, gerichtlich entscheiden und sich nicht zur Zurücknahme desselben bewegen zu lassen. Einige Versuche dieser Art wurden von Frau Horink tapfer zurückgeschlagen, und seit dieser Zeit plauderte Herr Evers nicht mehr am Gartenzaun mit der Mutter und Tochter, wenn er vorüberging. Jedoch ließ er es sonst nicht an den gewöhnlichen Höflichkeitsbezeigungen fehlen.

Im Grunde that es Frau Horink leid, mit Herrn Evers processiren zu müssen. Da ihr alter Vater aber eine ausdrückliche Bestimmung darüber nachgelassen und ihr ein Versprechen abgenommen hatte, so betrachtete sie sich für gebunden.

Es war dies einer jener Processe, die in der Uebereilung angezettelt und mit Hartnäckigkeit fortgeführt werden, ohne größere Vortheile abzuwerfen, als schließlich Recht zu behalten.

Man hatte sich von allen Seiten schon alle ersinnliche Mühe gegeben, den Herrn Evers zur Rücknahme der Klage zu bewegen; selbst Graf Harald hatte darauf hinzuwirken versucht, ihn zur Vernunft zu bringen, indem er ihn aufmerksam machte, daß nach des alten Wachtmeisters Tode jede Veranlassung aufhöre, weiter zu processiren, da er gegen einen Todten kämpfe. Herr Evers blieb dabei, seine Ehre erfordere einen richterlichen Spruch. Wenn nicht von seiten der Petter'schen Tochter ein Ausweg gefunden würde, so wollte er bis ans Ende seiner Tage den verwünschten Proceß aufrecht halten, koste es auch hundertmal mehr, als das Stückchen Erde, worum es sich handelte, werth sei.

Frau Horink seufzte bei solchen Kundgebungen von Starrsinn und ergab sich ins Unvermeidliche.

An dem Morgen dieses Tages saß die gute Frau heiter und wohlgemuth in dem großen Lehnstuhl, den sie für gewöhnlich bei ihren weiblichen Handarbeiten einnahm, und strickte. Sie war eine sanfte, hübsche Frau noch jetzt, obwohl sie ihr vierzigstes Jahr erreicht hatte. Sie trug eine einfache, kleidbare Haustracht und

das blonde Haupthaar umgab in vollem Scheitel ihre weiße Stirn. Ihr zur Seite auf dem Fensterbrete lag ein aufgeschlagenes Buch, worin sie minutenweise las, wenn ihre Strickerei glatt und ungehindert fortlief.

Ihr gegenüber saß Klara und nähte. Diese gab ein Abbild ihrer Mutter, nur zeigte sich eine entschiedenere Intelligenz im Gesichtsausdruck und eine weit edlere Haltung bei ihr vorherrschend.

Klara nähte, aber ihre Augen schweiften von der Arbeit die Höhen hinauf, die vor ihr lagen, und eine fromme Freude spiegelte sich in ihren strahlenden, fröhlichen Blicken, wenn sie eine Weile andächtig dem wallenden Spiele der leicht bewegten Baumkronen gelauscht hatte. Klara hatte ein poetisches Gemüth. Sie sah das Leuchten des Mondes, das Flimmern der Sterne und den Auf- und Untergang der Sonne nicht mit der Gleichgültigkeit, womit gewöhnlich der Landbewohner solche Wiederholungen in der Natur zu betrachten pflegt. Klara gehörte jedoch deswegen nicht zu den sentimentalen Mondscheinsheldinnen, die nervös zittern, wenn es blitzt, und thränenreich seufzen, wenn der Mond im vollen Glanz seine Bahnen durchzieht. Ihr Sinn war frisch und fröhlich, ihre Laune immer unbewölkt, aber trotz ihrer sanften Außenseite war ihr Gemüth kräftig und ihr Charakter entschlossen und

etwas unbeugsam. Was sie als gut und recht erkannt, dafür opferte sie sich. Nachgiebigkeit aus Rücksicht oder Schwäche verachtete sie. Durch diese Eigenschaften hatte sie sich zum Liebling ihres Onkels, des Försters, emporgeschwungen, und er pflegte zu sagen: „Klara ist von Gesicht und Figur eine geborene Petter, gleich ihrer Mutter, aber von Geist und Herz eine echte Horink!“

Klara war stolz auf dies Urtheil, denn sie fand Befriedigung in beiden Vergleichungen.

Frau Horink hatte wenig Acht auf das, was auf der Straße vorging. Sie vertiefte sich mehr und mehr in den Inhalt des Buchs, welches sie durch Cooper's Phantasie weit hinweg auf die Wellen des Oceans versetzte.

Klara mochte mit ihrer Phantasie mehr auf dem Straßendamm zu thun finden, denn sie ließ ihre Blicke stets, ehe sie dieselben wieder auf die Näherei senkte, über den Fahrdamm gleiten und musterte dann gleichgültig die Seitengebäude des Wirthshauses, das wohl hundert Schritt höher gelegen war als ihr Häuschen.

Plötzlich sah sie eine Männergestalt oben in die Thorwegspforte treten und sich bis zum Bergrande vorbewegen, von wo man in die Fenster ihres Hauses sehen konnte. Erst überfuhr ein süßer Schreck ihr

Herz und machte, daß sie die Augen blitzschnell senkte. Dann lachte sie leise und erhob rasch die Blicke wieder, denn sie begriff, daß der, welchen sie zu sehen meinte, nicht in Hemdsärmeln vor ihr erscheinen werde. Nein, der Augenschein belehrte sie augenblicklich, daß es Herr Evers war, der sich weit über das Holzgeländer bog, scharf nach den Fenstern ihrer Wohnstube blickte und, als er sie und ihre Mutter am gewöhnlichen Platze sitzen sah, sein Hausmützchen vom Kopfe riß und es grüßend gegen sie schwenkte. Klara nickte und er verschwand wieder.

Gleich darauf sah ihn das junge Mädchen über die Brücke des Wasserfalls schreiten, mit dem ganzen stattlichen Wesen eines wohlhabenden Mannes quer über den Fahrdamm gehen und dann den schmalen Pfad im Grase wählen, der direct auf das Gartenpförtchen der Wittwe Horink führte.

„Was mag Herr Evers wollen, Mama?" sagte Klara verwundert. „Er steuert auf unser Haus los."

Frau Horink fuhr von ihrem Buche, wo sie mit Evchen Effingham um die Wette sich auf den Oceanswellen geschaukelt hatte, empor und schaute etwas verwirrt auf ihre hübsche, lachende Tochter.

„Evers kommt, sagst Du, Klärchen? Ach du mein Gott, sicherlich ist wieder ein Termin angesetzt, ich

habe vorhin den Gerichtsboten die Fahrstraße heraufkommen sehen. Dieser leidige Proceß — mein Vater hätte lieber stillschweigen sollen!"

Eben knarrte die Gartenpforte. Herrn Evers' wohlgenährtes Gesicht erschien vor dem Fenster der Frau Horink und fragte mit einem seltsamen Leuchten in den schlaublinzelnden Augen: „Darf ich näher treten, Verehrteste? Gehorsamer Diener! Darf ich mir denn erlauben —"

Rasch öffnete Frau Horink das Fenster und rief einfallend: „Bitte näher zu treten, Herr Nachbar!"

Klara sprang auf und öffnete die Stubenthür, mit Artigkeit und Förmlichkeit sich verneigend. Es war, wie gesagt, ein seltener Gast und dazu ein Mann, den sie ehren mußte. Zuvorkommend trat ihm auch ihre Mutter entgegen.

„Sehr angenehm, Herr Nachbar", sagte sie und lud ihn mit einer Handbewegung zum Sitzen ein. Herr Evers lachte und entgegnete jovial:

„Oder auch nicht sehr angenehm, Frau Nachbarin! Doch wer kann's ändern! Haben Sie die Vorladung zum sechzehnten August schon erhalten?"

Frau Horink machte eine abwehrende und zugleich verneinende Geberde.

„Wird schon noch kommen, Gnädige", tröstete Herr

Evers sarkastisch. „Was man nicht wünscht, bleibt niemals aus. Hören Sie, Frau Nachbarin, dieser verwünschte Proceß bringt mich um alle gute Laune!“

„Weshalb haben Sie ihn angefangen, Herr Nachbar?“ meinte Frau Horink etwas spöttisch.

„Hätte ich das gedacht, wahrhaftig, ich hätte nie geklagt!“

„Vorgethan und nachbedacht —“

„Ja, ja, behalten Sie nur Ihre Weisheit für sich, Gnädige! Vorgethan und nachbedacht, hat Manchen schon in Leid gebracht! So heißt's und 's ist richtig! Aber, Frau Nachbarin, nachgeben kann ich nicht!“

„Ich auch nicht!“ antwortete die Försterin lakonisch und griff nach ihrem Strickstrumpf.

„Die Leute würden ja denken, ich hätte ungerechte Ansprüche erhoben.“

„Ja wohl, die Leute würden glauben, mein seliger Vater hätte darum gewußt, daß Ihnen das Stück Wald gehöre. Ich habe meinem Vater auf seinem letzten Krankenlager die Hand darauf geben müssen, seine Ehre zu wahren, deshalb kann ich den Proceß nicht fallen lassen.“

Herr Evers seufzte hörbar und drehte wie in stiller Verzweiflung die Daumen windschnell um einander. Sein Blick fuhr nach Klara hinüber, die still dasaß und nähte.

„Wenn ich aber einen Ausweg wüßte, den Proceß mit einem Schlage todt zu machen, Frau Nachbarin“ — begann er ein klein wenig beklommen.

„Lassen Sie hören, Herr Nachbar“, entgegnete Frau Horink kaltblütig.

„Der kluge Inspector vom Schlosse hat mich auf einen prächtigen Einfall gebracht“, fügte der Mann noch beklommener hinzu. Sein Auge suchte wiederum die junge Klara, und als diese eben den Blick auf ihn richtete, nickte er ihr unmerklich zu, als wolle er fragen, ob sie nicht rathen könne, was nun folgen werde.

Klara fühlte sich beängstigt von dieser Traulichkeit, die gar nicht mit ihrem sonstigen Vernehmen im Einklang stand. Sie wurde aufmerksam.

„So klug der Inspector auch ist, zu meinem Rathgeber würde ich ihn nicht unbedingt machen“, sprach Frau Horink währenddessen.

„O, der Rath geht auch nicht von ihm aus, nur die Offenbarung eines Verhältnisses, das mir ganz gelegen wäre für alle Fälle, weil ich nicht auf Geld zu rechnen brauche, das mir aber besonders für diesen Fall, wo wir zu processiren aufhören könnten und würden —“ Er schwieg, weil er sich nicht herauszuwickeln vermochte aus diesen besondern Fällen. Frau Horink sah ihn groß an.

„Ich verstehe Sie gar nicht, Herr Nachbar; sprechen Sie doch deutlicher! Wozu zwischen uns solche Umschweife!" sagte sie ermunternd. „Was sagte Herr Prutz?"

„Was der gesagt hat, ist gleichgültig", fuhr Herr Evers nun heraus und seine Gedanken quollen wie aus einer geöffneten Schleuße, ungeregelt und ungeordnet hervor.

„Die Herren spielten ein Partiechen bei mir; Excellenz waren „occupirt", deshalb kamen sie zu mir. Und da entschlüpfte dem Inspector so'n Geheimniß, das mich freute! Sehen Sie, Frau Nachbarin, wenn ein Mensch Alles auf Erden besitzt, womit er eine Frau und ein halb Mandel Kinderchen ernähren kann, so thut er wohl zu heirathen, damit ihm die übermüthigen Gedanken vergehen. Sehen Sie, da ist unser Proceß und da ist mein Schwestersohn, der Dietrich Haberhorst, mein einziger Erbe, der also meinen Proceß auch erben wird. Sehen Sie, Frau Nachbarin, Ihre Tochter ist auch Ihre einzige Erbin — wie wäre es, wenn wir unsere Erben zusammengäben und unsern Proceß den beiden Leutchen noch bei Lebzeiten vermachten? Dann wären wir beide doch das verwünschte Ding los und könnten in aller Ruhe sehen, was daraus würde!"

Frau Horink lachte.

„Lachen Sie nicht, Frau Nachbarin", fuhr Herr

Evers fort und trocknete sich den Schweiß von der Stirn. „Wahrhaftig, so ernsthaft ist mir mein Lebtag noch nicht zu Muthe gewesen, also lachen Sie nicht. Lieber wollen wir unser Klärchen einmal ins Verhör nehmen und fürs erste fragen, ob sie nichts dagegen haben wird, wenn mein Herr Neffe für nichts Anderes Augen hat als für Klärchen Horink. Was sagt Klärchen Horink zu dieser Behauptung?" Er wendete sich bei den letzten Worten erst wieder nach Klara's Platze um, sah aber zu seinem Erstaunen, daß die junge Dame bereits an der Thür angelangt war und eben hinter derselben verschwand, als er seine bedeutungsschwere Frage vollendete.

„Es ist ein gutes Zeichen, daß sie flieht", sprach er, vergnügt hinterher schauend und seine fleischigen Hände reibend. „Nun aber ein Wort des Ernstes, liebe Frau Nachbarin! Es ist wahrhaftig meine Absicht, in aller Form für meinen Neffen um die Hand Ihrer Tochter zu werben und damit dem Tröbel, der uns ärgert, ein Ende zu machen. Natürlich würde mir ein solches Mittel nicht eingefallen sein, wenn mir der kluge Inspector Prutz nicht die Andeutung gegeben, daß mein Neffe Ihre Tochter zu lieben scheine. Ob Klara ihn lieb genug hat, um auf meine Pläne einzugehen, das müssen Sie zu erforschen suchen. Es steht

von meiner wie von Ihrer Seite einer baldigen Verheirathung der jungen Leute nichts entgegen, also schlagen Sie ein! Keine Termine mehr! Eine Schenkungsurkunde, sagt Herr Reinhold von Lessel, den ich eben befragte, eine Schenkungsurkunde über den fraglichen Gegenstand beseitigt Alles; ich zahle die Kosten und unsere Kinder werden trotz des vererbten Processes glücklich!"

Frau Horink konnte sich eines beifälligen Lächelns nicht erwehren, aber sie hütete sich irgend ein Wort zu sagen, was ihre Meinung hätte verrathen können. Sie versprach Herrn Evers, die Sache zu überlegen, mit Klara zu besprechen und mit ihrem Schwager, dem Förster, zu berathen; nur nach reiflichem Erwägen aller Verhältnisse werde sie einen Entschluß fassen und dabei ihrer Tochter das erste und wichtigste Wort gönnen.

Gegen diese Erklärung konnte Herr Evers nichts einwenden. Er entfernte sich nach dem Bescheide und schritt stattlich und stolz, wie er gekommen war, wieder seinem Hause zu, nur mit dem Unterschiede, daß jetzt eine Art Siegesfreude sein Gesicht verklärte, ein Beweis, daß er an dem Erfolge seiner Werbung nicht den mindesten Zweifel hegte.

Klara war mit pochendem Herzen geflohen. Sie

eilte in den Garten und verbarg sich tief im Hintergrunde desselben, hinter den Rosen- und Himbeersträuchern.

Dort mußte sie sich auf eine Bank niederlassen, so groß war die Gemüthsbewegung, worin sie durch dies Gespräch gerathen war.

„Wie? War es denn kein thörichter Traum? Sie sollte Dietrich, den hübschen, kecken, liebenswürdigen Dietrich, den Liebling aller Bärenberger Mädchen und Frauen heirathen? Sein Onkel wünschte dies? Und Dietrich, das behaupteten Andere, Dietrich hätte nur Augen für sie?"

Klara schlug beide Hände vors Gesicht und verharrte eine lange Zeit wie in einem Traume. Sie hatte es sich bis zu diesem Momente noch nie ernstlich eingestanden, daß ihre ganze Seele von seinem Bilde erfüllt war, und sie fand sich eigentlich selber überrascht von der leidenschaftlichen Freude, die sie vom Scheitel bis zur Sohle durchwogte.

In ihrem Innern regte sich die Ahnung, daß Dietrich's Oheim wohl Recht haben könne, wenn er meine, Dietrich habe für nichts Anderes Augen wie für Klärchen Horink. Nur zweifelte sie, daß er auch in der Ferne ihrer gedenke, daß er es ernst mit den Huldigungen meine, die er ihr verstohlen widmete.

Sie blickte auf die letzte Vergangenheit zurück, woraus tausend kleine schüchterne Aufmerksamkeiten ihr entgegenleuchteten. Bald hatte er ihr Veilchen gesucht und war zur Ruine hinaufgestiegen, als man ihm sagte, dort wüchsen die schönsten; bald hatte er ihr die erste Rose aus seines Onkels Garten gebracht, bald hatte er im Thale Vergißmeinnicht gepflückt, bald eine Schale voll Walderdbeeren gesammelt — waren das nicht, nach allen romantischen Erzählungen, die sie las, beglückende Zeichen eines liebenden Herzens?

O, ihr Herz jauchzte bei diesen Erinnerungen und sie sehnte sich, die Fülle ihrer seligen Gefühle in einer treuen Brust niederlegen zu können.

Klara erhob sich aus ihrem Versteck. Sie beschloß, zu ihrer schwesterlichen Freundin, zu Antonie van der Bruik zu gehen und ihr volles Herz durch Mittheilung zu erleichtern. Sie schlüpfte aus der Hinterthür des Gartens, eilte den Wiesenweg entlang, der hinter den Gärten des Dorfes aufwärts führte, und kam schnell zu der Stelle, wo vor wenigen Minuten Graf Askan und Reinhold die lachende Stimme eines jungen Mädchens gehört hatten und umgekehrt waren, um zum Park zurückzuwandeln.

Eilfertig und sehr geschickt kletterte Klara die Wiesenlehne hinauf und durchbrach das Dickicht der

Haselbüsche an einer Stelle, wo es weniger dicht verschlungen war. Schon hatte sie sich einen Weg gebahnt und wollte den Garten des Försters betreten, als sie Stimmen hörte, welche ihre Schritte bannten. Vorsichtig bog sie einige Zweige zurück — ihr Athem stockte, ihr Blut gerann. Da stand Dietrich — vor ihm lehnte Antonie an einer Leiter — er hielt Frühkirschen in einem Korbe, die er jedenfalls von dem Baume, woran die Leiter stand, gepflückt hatte. Er hielt das Körbchen hoch in die Höhe, Antonie lachte und wendete sich ab.

„Warum nicht gar!“ sagte das junge Mädchen, aber eine Purpurglut färbte ihr schönes Gesicht und die strahlenden Augen erhielten einen besondern Glanz.

„Jeder Arbeiter ist seines Lohnes werth“, entgegnete Dietrich schmeichelnd und sah feurig in ihre feurigen Augen.

„Ich habe Ihre Hülfe nicht verlangt“, trotzte Toni und griff nach dem Korbe.

„So grausam, süße Kleine — so grausam“, flüsterte der junge Mann und hielt ihre Hände mit dem Korbe fest. „Ich lasse auch handeln, statt zehn Küsse nur drei, Toni, liebliche Toni — nur drei!“

Ob er sie gewaltsam umschlang, ob sie sich willfährig ihm zuneigte?

Es schwamm Alles undeutlich vor Klara's Blicken, sie zog sich schauernd vor Kälte zurück — ihr aufgeregtes Blut war erkaltet.

Die arme Lauscherin hörte nur, daß ihre Freundin schäkernd rief:

„Wie kann man nur verlangen, daß ein Mädchen bärtige Lippen berührt! Nie wieder, nie wieder, Dietrich!"

„Nie? Wirklich niemals, lieb Toni?" fragte er dagegen.

Weiter hörte Klara nichts mehr, denn sie glitt rasch den Wiesenabhang hinab und eilte, ihren Garten zu erreichen.

Sie ließ sich auf demselben Platze nieder, wo sie eben so himmlisch geträumt hatte, und begann ihre Gedanken zu sammeln. Wäre ihr diese Erfahrung eine einzige Stunde früher gekommen, so hätte sie ihr kaum eine Empfindung von Schmerz verursacht, jetzt aber, von Hoffnungshöhen herabgestürzt, jetzt fühlte sie sich von einer unerträglichen Qual bedrückt.

Freilich konnte sie Niemand eine Schuld aufbürden, sie mußte sich selbst, ihr leichtgläubiges Herz und ihren voreiligen Verstand tadeln, welche beide falsche Schlüsse gezogen hatten; allein sie fühlte sich dennoch beraubt, dennoch hintergangen, dennoch belogen,

wenn auch nur von schüchternen Blicken. Sie gebrauchte eine lange Zeit, um sich und ihr besseres Selbst aus diesem Chaos von wogenden Gefühlen wiederzufinden.

Dann aber erhob sie sich ganz beruhigt. Sie wußte, was zu thun ihr oblag.

Des Tages Mittagsglanz lag schon auf dem Scheitel der Höhen, als sie wieder in das Stübchen eintrat, das sie unter so aufgeregten Empfindungen verlassen hatte.

Ihr Blick suchte die Mutter. Der Lehnstuhl stand leer. Erleichtert athmete sie auf, denn ihre nothwendigen Erklärungen wurden dadurch etwas hinausgeschoben.

Sie gewann durch die Abwesenheit ihrer Mutter Zeit, sich auf ein Gespräch vorzubereiten, das ihr Inneres verhüllen sollte, während es den Schein großer Aufrichtigkeit tragen mußte. Ein gefährliches Unternehmen, wenn sie nicht ihrer Selbstbeherrschung sicher war!

Mit der Erfindungskraft der innern Unruhe durchdachte sie, was sie sagen wollte, aber die Erfahrung lehrt, daß die Gespräche, worauf man sich vorbereitet, am wenigsten gelingen.

Nach einer halbstündigen peinlichen Erwartung trat Frau Horink ein. Sie war augenscheinlich bewegt,

warf ihr Umschlagetuch mit einer gewissen Hast über die Lehne ihres Sessels nnd setzte sich beeilt nieder. Klara sah, daß sie ebenfalls mit Wallungen zu kämpfen hatte, wagte jedoch nicht das Gespräch zu beginnen, wie sie es sich eigentlich vorgenommen.

„Ich bin beim Onkel Förster gewesen", begann die Mutter kleinlaut.

„Das dachte ich mir gleich", antwortete Klara und nähte eifrig. Sie hätte kein einziges Wort weiter herausbringen können, der Athem fehlte ihr, der Gedanke entwich ihr.

„Dein Onkel hatte nicht viel Zeit — er ist zum Diner beim Grafen befohlen; wenn es möglich ist, kommt er noch heute herab zu uns", fuhr die Mutter abgebrochen fort.

„Ist es denn nöthig bei einer Sache, die nur Dich und mich angeht, liebe Mama, auf des Onkels Rath zu warten?" sagte nun Klara mit Aufbietung aller Ruhe, die in ihr aufzufinden war.

„Freilich, wenn wir wollen, können wir handeln, wie es uns gefällt", meinte Frau Horink mit bedrückter Stimme, aber weit rascher und sicherer redend als zuvor.

„Und ich dächte, die ganze Geschichte wäre mit wenigen Worten abgemacht", fiel auch Klara fester und

bestimmter ein. „Herr Evers hat seine Vorschläge viel zu voreilig begründet, wenn er denkt, daß sein Herr Neffe mich durch Aufmerksamkeiten auszeichnet. Ich bestreite diese Voraussetzung, Mama! Mit diesem auf Erfahrungen gegründeten Zweifel fällt aber das ganze Gebäude seiner Pläne zusammen, denn es kann mir doch nicht einfallen, auf Herrn Evers' Antrag einzugehen, wenn ich weiß, daß Dietrich ein anderes Mädchen lieb hat!"

Klara's Stimme wankte ein klein wenig bei den letzten Worten, ob durch innere Bewegung erzitternd oder im leichten Verwirrungsgefühl einer kindlichen Scham?

„Ach, Kindchen, darüber muß man zur Zeit hinwegsehen", erwiderte Frau Horink beschwichtigend, „und es fragt sich sehr, ob Dietrich nicht dessenungeachtet sehr gern das hübsche Töchterchen der Wittwe Horink, die zu den Schloßleuten gehört, heirathen würde."

„Aber ich heirathe solchen Mann nicht, der aus Rücksichten um mich wirbt!" sagte nun Klara in so entschiedenem Tone, daß ihre Mutter aufmerksam wurde und ihr scharf ins Gesicht sah.

„Hast Du etwas Besonderes gegen Dietrich?" fragte sie theilnehmend. „Hast Du vielleicht früher schon mit Deinem Onkel geredet? Er will nichts von dieser Heirath wissen."

„Nein, liebe Mama, ich habe weder mit Jemand geredet, noch an eine Verbindung mit dem jungen Herrn gedacht, der wie ein Meteor in unser stilles Dorf fiel. Ich vermuthe aber, daß der kluge Inspector Prutz die Huldigungen, welche Herr Haberhorst meiner guten Antonie darbrachte, fälschlicherweise auf meine Rechnung geschrieben hat."

„Nicht möglich!" rief Frau Horink mit allen Zeichen einer verdrießlichen Verwunderung.

„Uebrigens könnte Herr Evers dessenungeachtet seinen Wunsch erreichen, mit der Verheirathung seines Neffen zugleich auch seinen übereilt angefangenen Proceß los zu werden, wenn Du das fragliche Stückchen Waldgrund unserer Antonie feierlich als Eigenthum überließest und es ihr anheim gäbst, mit ihrem künftigen Schwiegervater weiter zu processiren."

„Das geht nicht, Kindchen! Damit wäre das Recht Deines Großvaters gekränkt. Ich darf nicht über das Stückchen Waldgrund verfügen nach Gutdünken und hatte selbst mein Bedenken über den Ausweg, den Herr Evers mir vorschlug. Dein Onkel, welcher recht gut weiß, wie mich diese Proceßangelegenheit quält und peinigt, gab mir zu verstehen, daß es nicht im Sinne meines Vaters gehandelt sei, wenn ich Hals über Kopf auf dergleichen Vorschläge einginge.

Angenommen den Fall, Du hättest Dietrich Haberhorst lieb gehabt und er hätte wirklich aus Neigung Dich zur Frau gewählt, so wäre der Streit von selbst erloschen, denn Mann und Frau können über das Mein und Dein nicht processiren und Evers hätte durch seinen Heirathsbeschluß gewissermaßen eingeräumt, daß er Unrecht gehabt habe. So ungefähr lauteten Deines Onkels Worte. Es ist jammerschade, daß sich die Sache zerschlagen wird, Klärchen. Sieh, Du hättest eine gute Partie gemacht —"

Klara machte eine Geberde des Abscheus. „Nun ja, wenn Du ihn nicht leiden magst, so kann gar nicht mehr die Rede davon sein", fuhr ihre Mutter betrübt fort. „Aber abwarten müssen wir erst, was nun folgt. Es ist nicht ganz unmöglich, daß sich Dietrich's Neigung zu Dir wendet, obwohl Toni mit ihrem hübschen und verlockenden Wesen sein Herz ein wenig in Aufruhr gebracht hat. So etwas kommt öfter vor. Was meinst Du, Klärchen, wenn Dietrich sich von den Wünschen seines Onkels, dem er sein ganzes Glück verdankt, bestimmen ließe, dennoch um Deine Hand zu werben?"

„Dann würde ich Dietrich verachten!" entschied Klara mit heiligem Ernst.

Frau Horink schaute ihrer Tochter voll ins Ge-

sicht. Ihr Mutterherz strömte von Liebe über, als sie in diesem von innern Aufregungen verklärten Antlitze ein tief verborgenes Weh zu erkennen glaubte. Eine Ahnung der Wahrheit beschlich ihr Herz.

„Es ist ein eigen Ding um die Liebe", sagte sie gleichsam tröstend, mit weicher Stimme, „und Du wirst gut thun, Dich nicht gegen den jungen Mann zu verhärten, auch wenn er Dir Anlaß zum Mißtrauen gegeben, mein Klärchen. Ich habe mit Herrn Evers die Verabredung getroffen, daß er mit Dietrich offenherzig reden solle, während ich mit Dir seine vorläufige Anfrage überlegen wolle. Sobald Herr Evers seiner Sache sicher und mit Dietrich vollständig einverstanden ist, wird er kommen und in aller Form einen Antrag machen. Ueberlege also, was Du thun willst. Dein Onkel mag Dir seine Gründe gegen diese Heirath mittheilen; ich wollte dies nicht dulden, weil ich gewissermaßen auf Gegenliebe bei Dir rechnete. Haben wir uns freilich im Irrthum befunden, so ist die Sache für Dich leicht zu entscheiden. Aber, mein Kindchen, ich warne Dich, denn Du bist nicht so gleichgültig gegen Dietrich, wie Du Dir und mir einzureden suchst. Wenn Dietrich Dich aus freier Wahl zur Gattin begehrt, so —"

Klara unterbrach ihre Mutter, indem sie sich ihr leidenschaftlich an die Brust warf.

„Mutter“, flüsterte sie gebrochenen Tons, „Mutter, soll ich mit der Liebe und Zärtlichkeit eines Mannes vorlieb nehmen, der zeitlicher Vortheile wegen den Wünschen seines Onkels nachgibt? Soll ich meiner liebsten Freundin die Kränkung zufügen, daß sie meinetwegen von dem Manne, den sie liebt, verlassen wird? Soll ich endlich, abgesehen von diesem Allem, mein heiligstes Gefühl unter Mißtrauen einem Manne widmen, der leichtsinnig meiner Liebe spottet?“

Ende des ersten Bandes.

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.